Nr. 49 · JAHRGANG 16 · MÜNCHEN, 8. DEZEMBER 1963 · 70 PF. Schweden: skr 1,50 inkl. oms · 1 H 5730 C

Q QUICK

Sonderbericht
Kennedy
30 Seiten



Leser sagen ihre Meinung

Dr. med. Dohrn und die Frauen Serie

Dr. Dohrn hat Mut bewiesen, aber auch Verständnis für die Familien und vor allem für die Frauen. Ich habe drei Kinder, und mein Mann verdient bestimmt nicht schlecht. Aber es ist schwer, allen dreien gerecht zu werden, auch ohne große Ansprüche.

Gretel Räder, Wolfsburg

Kinderzahl nach Wunsch und dann Schluß — das würde den Abtreibungen ein Ende setzen, bei denen so viele Frauen ihr Leben verlieren.

**Waltraut Krüger
Delmenhorst**

Keine Entschuldigung gibt es für Dr. med. Dohrns Massensterilisationen. Die Geburtenkontrolle bedeutet einen Angriff auf die Menschenwürde. Wer zu viele Kinder hat, um sie in einer kleinen Wohnung aufzuziehen, kann sie in ein Waisenhaus tun.

**Elfriede Rittmeister
Osnabrück**

Mein Mann und ich wären glücklich, wenn ich mich zu den von Dr. Dohrn operierten Frauen zählen dürfte. Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt und habe am 13. Mai dieses Jahres mein 5. Kind entbunden. Jetzt bin ich wieder in anderen Umständen! Ich klage an: Warum hilft man Familien nicht, die schon kinderreich sind? Viele Ehen sind nur wegen der ständigen Angst vor einer neuen Schwangerschaft unglücklich. Meist sind die finanziellen Verhältnisse dieser Familien sehr schlecht. Warum darf eine Frau nicht selbst über ihren Körper bestimmen? Ist die Ehe nur dazu da, Kinder zu zeugen und sie dann unter Entbehrungen großzuziehen? Haben die Eheleute nicht auch ein Recht, vom Leben etwas mehr zu erwarten als reichen Kindersegen?

Frau L. B., P.

Pflaumenweich, dieser Artikel! Es geht doch darum: Kann ich als freier Mensch mit meinem Körper machen, was ich will, oder ist nur mein Geist frei? Ich bin gespannt, ob Sie den Mut haben, meine Ansicht zu veröffentlichen.

**Frau Steffi Fingas
Berlin-Zehlendorf**

In der Schweiz sind derartige Unterbindungsoperationen nicht gesetzwid-

rig. Jede Frau, die schon zwei Kinder hat und einen triftigen Grund angibt, kann sich unterbinden lassen — die Zustimmung ihres Ehemanns vorausgesetzt.

U. H., Lausanne (Schweiz)

Hat der Staat Angst, daß die Kinderzahl noch weiter abfällt? Aber liegt das nicht am Staat selbst? Was veranlaßt denn christlich denkende Eltern überhaupt, einen solchen Weg zu beschreiten? Es ist doch nur die geldliche Not!

W. Arnold
z. Z. Eschweiler

Hier und heute: Twist, Twist . . . wie im letzten Winter Quick Nr. 44

Bei uns wird weiter Twist getanzt, schreiben Sie. In England aber ist jetzt, habe ich gelesen, ein wirklich neuer Tanz „ausgebrochen". Er heißt „Blues" — offenbar deshalb, weil er nach schwermütigen Blues-Melodien getanzt wird. Die Paare nehmen dabei die Hände auf den Rükken, nach dem Vorbild



von Prinz Philip, dem Gemahl der Königin. Muß ulkig aussehen!

Gitte Mohr, Frankfurt

(Auf dem Foto aus London sieht's wirklich ulkig aus! Die Red.)

Ich, Anastasia, Tochter des Zaren Serie

. . . große Ähnlichkeit zwischen der Zarin und der „Anastasia". Dieselben Züge, derselbe erhobene Blick: wohl eine charakterliche Haltung, die sich erst im Alter wieder einfand. Auch der Augen- und Nasenschnitt ist der gleiche. Ich wünsche von Herzen, daß diese unglückliche Frau Recht findet.

Wilma Edelkötter
Bonn

Mein Vater war Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat im Preußischen Staatsministerium und gehörte zur näheren Umgebung des Kaisers (Wilhelm II.). Als der Kaiser von der Ermordung des Zaren erfuhr, hat er weder stundenlang geweint noch einen solchen historischen Unsinn von sich gegeben, wie ihn die angebliche Anastasia behauptet. Der Kaiser sagte nur: „Verfluchte Mörder!" und hat nicht eine einzige Träne vergossen. Außerdem hat es im kaiserlichen Rußland niemals eine Gesandtschaft gegeben, sondern nur Botschaften.

Dr. Alexander von Rees
Hamburg

Wie Not und Elend einen Menschen verändern können, haben wir durch unsere Flucht erlebt.

Emma Stähle, Tuttlingen

Mein verstorbener Gatte war Pelzhändler und kaufte viel in Rußland ein. Der Kaufmann Ipatieff in Jekaterinburg (in dessen Haus die Bolschewisten die Zarenfamilie gefangenhielten) war mit ihm verwandt. Mein Mann erzählte mir viel über die Ermordung der Zarenfamilie und sagte, er wisse genau, daß noch eine Tochter am Leben sei. Ipatieffs Schwester habe die Prinzessin gepflegt.

Elisabeth Marcus
Dülmen (Westf.)

. . . mangelt es ihr an der Kenntnis russischer Geschichte. Sie schreibt, „ihr Bruder" Alexej sei wenige Stunden nach Eintreffen der Katastrophennachricht von Tsushima zur Welt gekommen. Alexej wurde im August 1904 geboren, die Seeschlacht von Tsushima aber fand erst am 27. Mai 1905 statt.

Hans Hübl, Berlin

(Von der Seeschlacht bei Tsushima steht in den Anastasia-Memoiren nichts geschrieben. Wohl aber von der Niederlage am 10. August 1904 bei Port Arthur, als die russische Flotte vergeblich versuchte, aus dem von den Japanern blockierten Hafen auszubrechen. Die Red.)

08/15 heute Roman

Mein Gesamteindruck ist der, daß ich dem deutschen Leserpublikum und Herrn Kirst wünsche, daß Herr Kirst seine literarischen Fähigkeiten auch einmal an einem anderen Thema erproben soll.

Franz Josef Strauß
Vorsitzender
der CSU-Landesgruppe
Bonn

Ich wollte, es gäbe noch viel mehr Kirsts!

Richard Steinhauser
Jestetten (Baden)

Zwischen 1940 und 1945 habe ich mir die Mühe gemacht, die gebräuchlichsten Schimpfworte meiner militärischen Vorgesetzten aufzuschreiben. Von „Honigkuchenpferd" bis „ruppelige Warzensau" kam ich auf zwei eng beschriebene Schreibmaschinenseiten.

Julius Weigant
z. Z. Idstein/Ts.

Die deutsche Vorliebe für Vereinfachung — extrem-kompromißlose Zustimmung oder Ablehnung — scheint sich auch hier durchgesetzt zu haben. Die Wahrheit (über die Bundeswehr) wird in der Mitte liegen.

Joachim Diez
Rickling (Holstein)

Alles über Briefmarken Serie

Ich sammle nicht, aber diese interessante Serie lese ich gern. Die einzelnen Geschichten sind spannend und flüssig geschildert. Außerdem gehört es zur Allgemeinbildung, einiges über diese berühmten Briefmarken zu wissen.

Thomas Dippner
Bielefeld

Der Katalogwert von Briefmarken steigt oft schneller als der Börsenkurs von Aktien. Aber während man Aktien jederzeit schnell zu Geld machen kann, ist der Verkauf von Briefmarken wesentlich schwieriger. Man erzielt nie den im Katalog genannten Preis.

A. Krüger, Hamburg

...frohgestimmt...

...Freude am Leben...

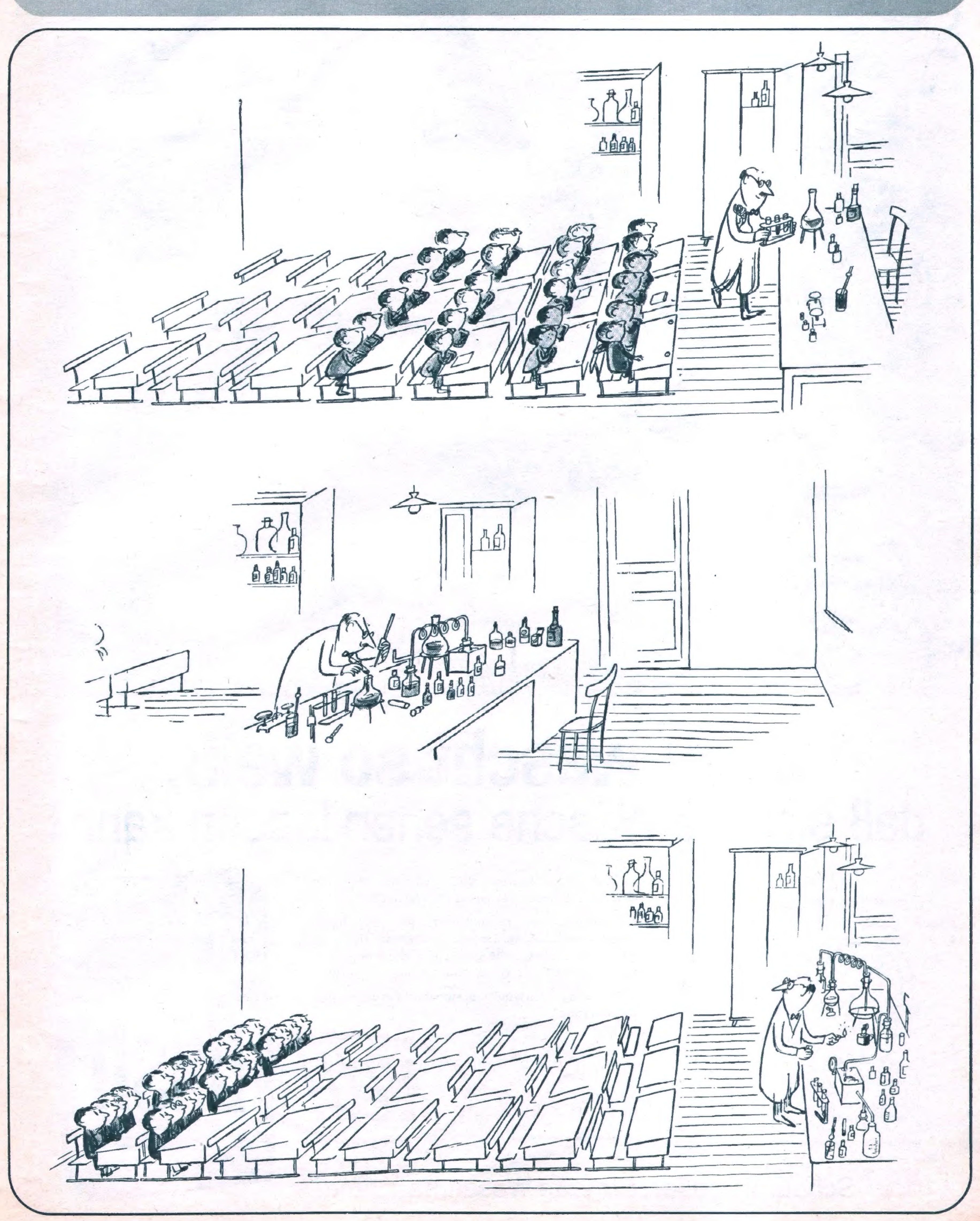
Fröhliche Menschen auf dem Eis
erfreuen sich ihres Lebens und an MARTINI »on the rocks«.
Wo immer Sie sind, mit MARTINI – gut gekühlt – auch mit Soda –
bereiten Sie Ihren Gästen und sich selbst eine Freude – Schluck für Schluck.

Megève



Chemie-Unterricht

Geschichten aus dem Leben, aufgezeichnet von Sempé



Dash wäscht so weiß, daß sich die Wäsche sehen lassen kann!

Warum?
Dash ist schaumreguliert!





FALSCH:

Zuviel Schaum behindert die Waschaktion und macht das Spülen schwierig. Ergebnis? Die Wäsche ist nicht so weiß, wie sie sein könnte.

RICHTIG:

Bei Dash stimmt der Schaum. Jetzt ist die Waschaktion gründlich – und auch das Spülen leicht. Ergebnis: Wunderbar weiße Wäsche!

Dash wäscht herrlich weiß – so weiß, daß sich die Wäsche sehen lassen kann. Warum?

Dash ist schaumreguliert und hilft damit Ihrer Waschmaschine ihr Bestes zu geben. Deshalb gibt Dash Ihrer Wäsche ein Weiß, das Sie nie mehr missen mögen – ein Weiß, das richtig auffällt – kurz:

Dash wäscht so weiß, daß sich Ihre Wäsche sehen lassen kann!







NEU! Schaumreguliert für jede Waschmaschine!



Als Präsident Kennedy ermordet wurde, waren bereits große Teile dieser QUICK gedruckt. Wir bitten deshalb unsere Leser um Verständnis dafür, daß der Charakter dieser Ausgabe nur in den aktuellen Teilen dem Ernst des tragischen Ereignisses entspricht. Redaktion QUICK



Zum tragischen Tode des amerikanischen Präsidenten berichtet QUICK über:

Romane und Berichte:

Information:

Unterhaltung:

Die Trauer und die Einsamkeit



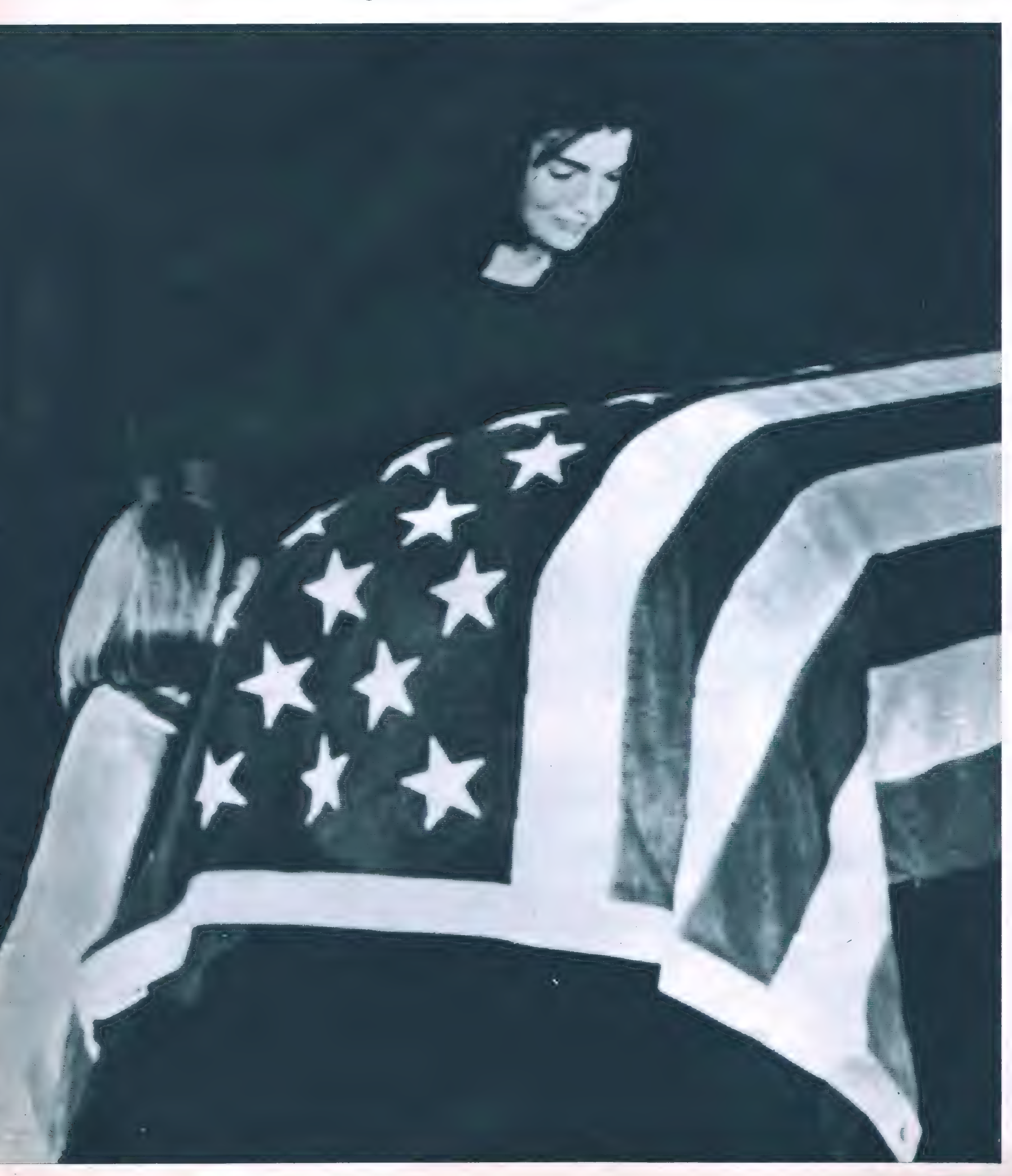


Mit letzter Zärtlichkeit

Jacqueline Kennedy kniet vor dem Katafalk ihres ermordeten Mannes. Ihre sechsjährige Tochter kniet neben ihr — aber das Kind kann in die Einsamkeit dieser Frau nicht eindringen. Die Zeit steht still. Ein Abschied ohne Worte, ohne Tränen. Nur eine Hand streicht zärtlich über den Sarg, der in die Sterne und Streifen der Nation gehüllt ist.

Die Kraft einer Frau

Der Kuppelsaal des Capitols in Washington ist in Trauer erstarrt. An derselben Stelle, an der vor 98 Jahren Amerikas großer Sohn Abraham Lincoln nach seiner Ermordung aufgebahrt wurde, liegt nun John F. Kennedy. Die Menschen, die von ihm Abschied nehmen, blicken auf Jacqueline Kennedy. Ihr Gesicht ist leer vor Trauer, der Mund scheint zu lächeln, ihre Augen scheinen niemanden mehr zu erkennen — und doch, welche Kraft hat diese Frau . . .





… und dieser Tag ist John-Johns Geburtstag



Jacqueline Kennedy hat die Kinder des toten Präsidenten vor den Sarg geführt. Totenstille in der hohen Halle des Kapitols. Einzige Bewegung: John-John. Unruhig, ungeduldig, angezogen von den Uniformen, die er so liebt. Wie sollte der Dreijährige begreifen, was dieser Tag — sein Geburtstag — Unbegreifliches bringt. Daß ein Schritt nach links, ein Ausbruch über das Seil, ein Blick nach hinten und nach oben heute seine Mutter stört. Ein Adjutant nimmt John-John behutsam aus der Szene. Schwester Caroline hält still. Sie lächelt manchmal scheu. Sie weiß, warum das wächserne Gesicht der Mutter ein schwarzer Schleier deckt.







Im Kuppelsaal des Kapitols: Es ist, als ob die Nation ihren großen Präsidenten noch einmal zum Mittelpunkt ihres Lebens erheben möchte. Soldaten der vier Waffengattungen halten Totenwache. Und Hundertausend Amerikaner ziehen schweigend an dem von Scheinwerfern angestrahlten Sarg vorüber.





Matthias Walden war in Amerika, als der Mord an Präsident Kennedy geschah. Hier sein Bericht:

„Wenn ihr jetzt

Als der Mörder den Kolben seines Gewehres an die Schulter legte, den Kopf des Präsidenten anvisierte und durch die Bewegung seines gekrümmten rechten Zeigefingers sein weltgeschichtliches Verbrechen beging, fuhren wir durch Kakteenwüsten Arizonas. Am Tage zuvor war die Sensation eines Regens geschehen, und nun stand die Sonne wieder weiß und groß am überblauen Himmel. Eine halbe Stunde nach Mittag unterbrach der Sender seinen Jazz. Eine Stimme im Autoradio sagte: John F. Kennedy sei bei einem Attentat in Dallas (Texas) schwer verwundet worden. Und wieder kam Jazz. Wir hielten am Straßenrand und warteten. Nach einer halben Stunde kam die Todesnachricht. Und wieder Jazz.
Wir fuhren weiter Richtung New Mexico.
An der Strecke standen hin und wieder Autos. Die Insassen ernst, unbeweglich, wohl auch radiohörend. Am frühen Nachmittag erreichten wir die erste Kleinstadt. Ich ging in ein Motel, um mit Deutschland zu telefonieren. Das Mädchen, das den Kaffee brachte, weinte. Der Wirt wollte sprechen, brachte aber kein Wort über die Lippen. Als wir sagten, daß unsere Reise über Dallas führen würde, wo der Präsident gestorben war, bat uns das Mädchen: Sprecht dort ein Gebet für ihn.
Sie schluchzte, und die anderen Gäste sprachen nur flüsternd miteinander.

Wir fuhren bis spät nach Mitternacht. Ohne Pause hämmerten die harten Stimmen der Reporter Nachrichten. Vierzehn Stunden nur Nachrichten, nur gehetzte Mitteilungen des Entsetzlichen. Wohl an die zehnmal die ersten Worte Jacqueline Kennedys nach der Tat: „That should not happen, o no, o no, that should not happen!"
„Das darf nicht sein, o nein, o nein, das darf nicht sein!"
Das flache Land von Arizona war staubig und leer. Wir fuhren und hörten und versuchten vergeblich zu begreifen, was geschehen war. In einem einsamen Indianerladen an der Straße nach New Mexico saß ein alter Mann allein am Fernsehgerät. Wir stellten uns neben ihn und sahen mit ihm die letzten Bilder des lebenden, lachenden Kennedy. Der Mann im Laden sagte kein Wort. Er schüttelte nur den Kopf. Ein halbleeres Whisky-Glas stand neben ihm.
An einer Tankstelle verfluchte ein Lastwagenfahrer die Sicherheitsbeamten. Der Tankwart stellte Vermutungen über Herkunft und Motiv des Attentäters an: Ein Kommunist, ein Castro-Fanatiker, ein Nationalradikaler, ein Rassenhysteriker? Keiner wußte, welcher Irrsinn dem Mörder die Hand geführt hatte.
Wir fuhren jetzt durch die Nacht, wollten Albuquerque in New Mexico erreichen. Die Stimmen im Autoradio hämmerten Nachrichten, Einzelheiten, zum Teil sinnlose Einzelheiten: Die Farbe des Krankenwagens, der den toten Präsidenten zum Flugplatz fuhr, war hellbeige. Dann die Stimme Adlai Stevensons: menschlich, ernst, bewegt und bewegend. Dann wieder: „The president was killed at 12.30 p. m."
In einem Dorf an der Fernstraße kaufte ich ein Extrablatt. Auf der ersten Seite ein Bild des Präsidenten, gleich daneben, mehrspaltig und breit, ein Bericht über den Kurssturz an der Börse in der Wallstreet. Das Unbegreifliche wurde dem Fremden noch unbegreiflicher. Bunte, glitzernde Ketten hingen über der Landstraße. Amerikanischer Vorweihnachtsschmuck. In einer Kneipe am Wege spie eine Music-Box die letzten und neuesten Schlager. Alles war so fremd für den Fremden.
Dann weiter, Stunde um Stunde, Fahrt durch die Steppe. Im Autoradio verlas jetzt eine gute, ernste Stimme einen Bericht vom schweigenden Zug der Berliner zum Schöneberger Rathaus, zitierte aus der Ansprache Willy Brandts. Die Freiheitsglocke in Berlin habe geläutet, und die Menschen hätten im Regen gestanden, schweigend wie damals, als der Präsident seinen Namen in das Goldene Buch der Stadt geschrieben hatte. Es war ein guter Bericht. Die Entfernung von Berlin, die Entfernung vom Ort des Verbrechens, die maßlose Entfernung auch von den Zentren der

...sprecht doch ein

nach Dallas kommt...

Vereinigten Staaten, diese scheinbar endlose Fahrt durch ein landschaftliches Nichts, machte uns noch ratloser.

Im nächsten Ort wehte ein Sternenbanner auf halbmast. Eine Stimme im Radio sagte jetzt: „He now belongs to the angels", er gehört nun den Engeln.

In einem alten Indianerdorf fanden wir den Pater allein in seiner Kirche. Er war vor 30 Jahren mit seinen Eltern aus Deutschland nach Amerika ausgewandert. Als er vom Tode des Präsidenten erfuhr, hatte er die Glocke seiner aus Lehmziegeln erbauten Kirche geläutet (er sagte: „die Glocke gelitten"), und die Indianer waren mit ihren Frauen gekommen, hatten gebetet, hatten geweint, hatten Gott um Hilfe für die Witwe und für die Waisen des Ermordeten gebeten, hatten gesagt, was so viele Amerikaner in diesen Stunden sagten: Wir können es nicht glauben.

Lyndon B. Johnson war nun vereidigter Präsident der Vereinigten Staaten. Keiner von den Amerikanern, mit denen wir sprachen, fragte sich oder uns jetzt, was sich vorher alle gefragt hatten: Wie werden die Wahlen im nächsten Jahr ausgehen? Keiner hatte einen Gedanken für die Frage, ob Johnson nun wohl einziger Kandidat der Demokratischen Partei, oder Senator Goldwater von den Republikanern, oder Nixon oder doch Rockefeller in das Weiße Haus kommen würde, in das Haus, in dem der tote Präsident nun wohl schon aufgebahrt lag. Wir hatten viele Kennedy-feindliche Stimmen auf unserer Reise gehört — nun hörten wir keine mehr.

Wir fuhren auf Albuquerque zu. Jetzt waren es 12 Stunden, in denen wir den unbegreiflichen, den weltbewegenden Tod John F. Kennedys aus dem Lautsprecher des Autoradios erlebten. Ab und zu schwand der Sender, wurde von einer mexikanischen Station überlagert, die spanische Volkslieder sendete. Als wir unser Hotel in Albuquerque erreichten, wurde getanzt. Ein Polizist stand dabei und sah zu. Wir fragten ihn, wie das möglich sei, und er antwortete: „Ich kann es nicht verhindern, aber ich schäme mich." Ich fuhr mit dem Lift hinauf in den siebenten Stock, ging durch den Gang, suchte mein Zimmer und hörte, wie im Zimmer 703 eine Frau weinte und schrie: „Oh, no, oh, no . . ." Sie schrie noch, als ich in mein Zimmer ging, gellend, ratlos. Im Fernsehgerät sah man jetzt das leere, primitive Gesicht des Mörders. Die Reporter wiederholten ohne Pause den Hergang des Verbrechens. Die Fassungslosigkeit eines Volkes, das wie in einem schweren Schock lag, strahlte von allen Stationen über Radio- und Fernsehwellen. Jede Nachricht, jedes Detail war ein chiffriertes „Warum?"

Am anderen Tage flogen wir nach Dallas, wo es geschehen war. Als wir ankamen, fielen die Schüsse, die den Mörder töteten. Dort, wo John F. Kennedy ermordet worden war, stellten sich amerikanische Bürger in Pose, stemmten die Arme in die Hüften und ließen sich fotografieren, wie sie es auch oft bei uns in Berlin an der Mauer tun. Andere gingen kopfschüttelnd vorüber, mit Tränen in den Augen.

Wir flogen weiter nach New Orleans. An einem großen Warenhaus funkelte eine gigantische Leuchtschrift: „Sehen Sie sich unser preiswertes Angebot an" und — in der gleichen, gleißenden Leuchtschrift — daneben: „Let us pray for our president" — Laßt uns für unseren Präsidenten beten. Dieser Wechsel zwischen Profanie und Trauer war weit jenseits unseres Begreifens.

Die Bars in New Orleans blieben auch am Tag der Beisetzung des toten Präsidenten geöffnet. Aber der Vertreter des Außenministeriums, der uns am Flugplatz abholte, trug eine schwarze Krawatte.

Wir waren in dieses Land gekommen, um einen Film über die Berlin-Treue des amerikanischen Volkes zu drehen. Einen Film, der mit den Worten Präsident Kennedys beginnen soll: „Ich bin ein Berliner". Am Ende der dritten Woche unserer Reise wurde dieser Präsident ermordet.

Er w a r ein Berliner . . .

Gebet für ihn."





Von einem Amateur gefilmt:

Die Sekunden des Attentats

Sekunden, die Geschichte geworden sind. Ein Amateur, der den Triumphzug Kennedys in den Straßen von Dallas filmen wollte, hat sie mit seiner Kamera festgehalten. Der Zufall ließ ihn ein Dokument aufzeichnen, das für alle Zeiten von einem der dunkelsten Tage Amerikas zeugen wird.

Die tödlichen Schüsse: Der Präsident fällt ohne ein Wort zur Seite. Fassungslos beugt sich seine Frau über ihn . . .





Jacqueline Kennedy hält ihren sterbenden Mann in den Armen. Zu spät stürzt ein Leibwächter in die Schußlinie

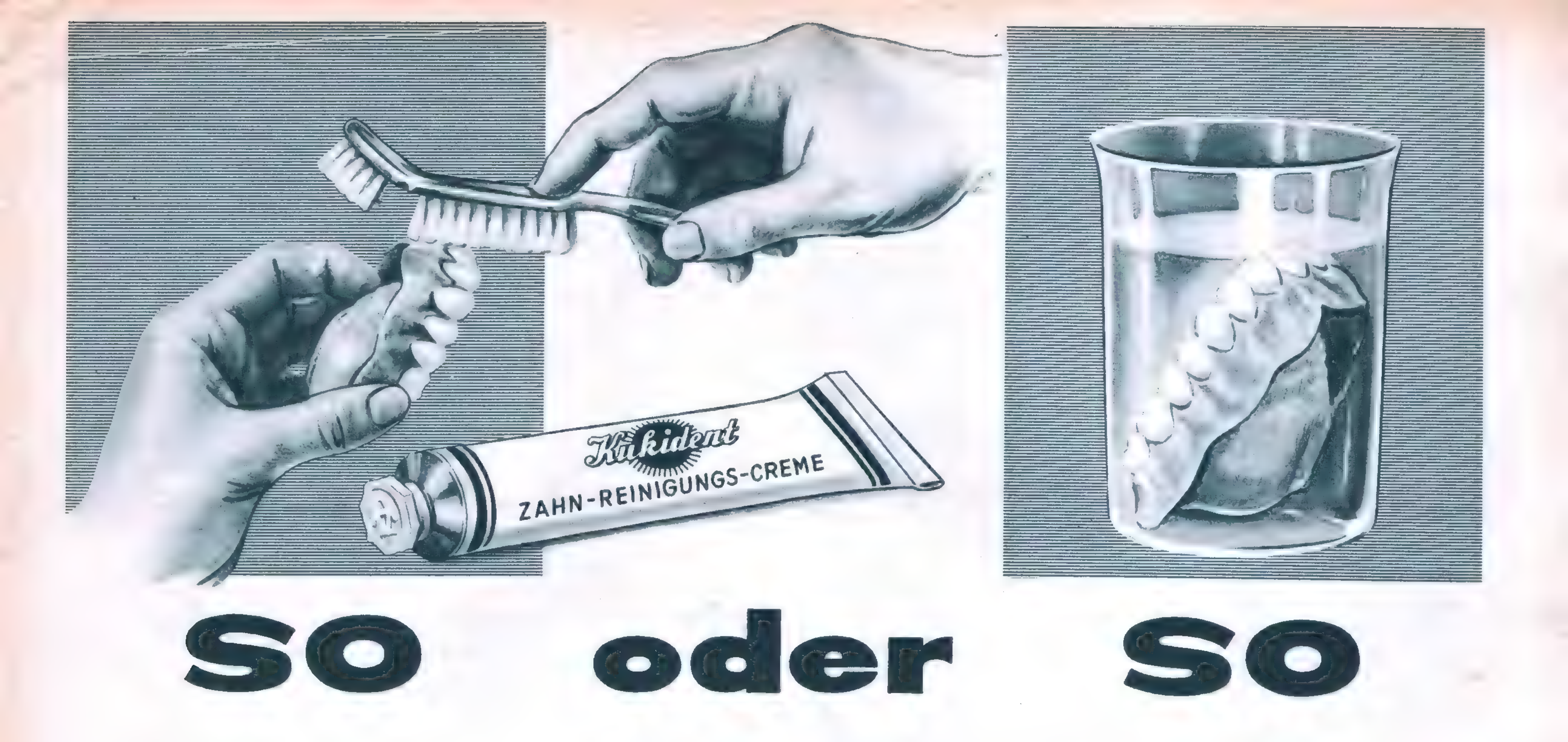


Ich, Anastasia, Tochter des Zaren

Sie war acht, als sie mit Kaiser Wilhelm II. zusammentraf, dem „Vetter aus Berlin“, der seine Verwandten am Zarenhof immer aufs neue schokkierte. Sie war dreizehn, als die „gute alte Zeit“ zu Ende ging – mit dem Ausbruch des ersten Weltkriegs. Und sie war siebzehn, als ihre Familie in Jekaterinburg, Sibirien, von den Rotarmisten erschossen wurde. Sie allein blieb am Leben: Großfürstin Anastasia, die jüngste Tochter von Zar Nikolaus II. Unbekannte versteckten die Schwerverletzte in einer Erdhöhle, pflegten sie und verhalfen ihr später zur Flucht ins Ausland. QUICK bringt die Memoiren dieses abenteuerlichen Lebens...

Anastasia (6) hatte mehr Freude an ihrem Pony als an ihren Puppen. Die Schwestern Olga und Tatjana gaben Hilfestellung.

➡



Ganz wie Sie es wünschen!

Es gibt noch eine Anzahl Zahnprothesenträger, die ihr künstliches Gebiß nur unter der Wasserleitung abspülen oder mit einer Bürste reinigen.
Millionen Zahnprothesenträger im In- und Ausland reinigen ihr künstliches Gebiß dagegen mit dem vielgerühmten, seit nahezu 25 Jahren bewährten Kukident-Reinigungs-Pulver, weil diese Art hygienischer ist. Und alle sind begeistert, denn: Kukident reinigt ohne Bürste und ohne Mühe, also völlig selbsttätig. Darum wird es auch von vielen tausend Zahnärzten empfohlen.

Für die Anhänger der Bürsten-Reinigung

haben wir die Kukident-Zahnreinigungs-Creme und eine Kukident-Spezial-Prothesenbürste mit weichen Borsten in den Handel gebracht.
Eine Tube Kukident-Zahnreinigungs-Creme erhalten Sie für 1 DM, die zweiteilige Kukident-Spezial-Prothesenbürste, für obere und untere Prothesen verwendbar, für 1.50 DM.
Am besten probieren Sie selbst einmal aus, welches Kukident-Erzeugnis Ihnen für Ihre Zahnprothese besser zusagt: das altbewährte Kukident-Reinigungs-Pulver (ohne Bürste – selbsttätig) oder die Kukident-Zahnreinigungs-Creme (mit Bürste).
Was Sie auch wählen – der Name Kukident bürgt für einen guten Erfolg und absolute Zufriedenheit!

Millionen benutzen die selbsttätige Reinigung

und somit das Kukident-Reinigungs-Pulver. Das ist verständlich, denn die Anwendung ist denkbar einfach, und die Wirkung wird immer wieder als verblüffend bezeichnet. Sie füllen ein Glas zur Hälfte mit Wasser, verrühren darin 1 Kaffeelöffel Kukident-Reinigungs-Pulver und legen Ihr Gebiß über Nacht hinein. Am nächsten Morgen ist es hygienisch einwandfrei sauber, frisch, geruchfrei und keimfrei. Und alles völlig selbsttätig, also ohne Bürste und ohne Mühe. Sogar Raucherbelag wird in der völlig unschädlichen Kukident-Lösung schonend beseitigt.
Falls Sie Ihre Zahnprothese auch nachts im Munde behalten möchten, empfehlen wir Ihnen, den Kukident-Schnell-Reiniger zu verwenden. Er reinigt, desinfiziert und desodoriert Ihr Gebiß schon innerhalb einer halben Stunde so gründlich wie das normale Kukident-Reinigungs-Pulver über Nacht.
Wenn Sie Kukident benutzen, werden Ihre künstlichen Zähne wie echte wirken, und niemand wird ahnen, daß Sie „falsche Zähne" tragen. Hüten Sie Ihr Geheimnis! Benutzen Sie Kukident! Durch das sauerstoffhaltige Kukident können die Prothesen weder verfärbt noch entfärbt werden. Das wertvolle Prothesenmaterial behält also die natürliche Farbe. Die Kukident-Benutzung trägt auch zur Gesunderhaltung bei, weil die Bakterien in der Kukident-Lösung unschädlich gemacht werden.

Kukident hält Ihr Gebiß fest!

Wenn Ihr künstliches Gebiß nicht mehr so fest sitzt, wie Sie es wünschen, so brauchen Sie nur etwas Kukident-Haft-Pulver auf die angefeuchtete Gebißplatte zu streuen, und schon können Sie wieder stundenlang sprechen, lachen, singen, husten, niesen, ja sogar in knusprige Brötchen und saftige Äpfel beißen — wie früher mit Ihren natürlichen Zähnen.
Einen noch längeren und noch festeren Halt erzielen viele tausend Zahnprothesenträger mit dem Kukident-Haft-Pulver extra stark, welches Sie in einer neutralen Plastikflasche erhalten.

Sogar untere Vollprothesen sitzen stundenlang fest,

wenn Sie 3 Tupfer Kukident-Haft-Creme auftragen. Die Haftwirkung gibt vielen Prothesenträgern – auch bei schwierigen Kieferverhältnissen – Sicherheit bis zum Schlafengehen. Die patentierte Kukident-Haft-Creme wird von zahlreichen Prothesenträgern immer wieder als letzter Retter in der Not bezeichnet.
Durch Benutzung der Kukident-Haftmittel können Sie richtig kauen; infolgedessen haben Sie von dem Essen einen besseren Genuß.

Eine Wohltat für den Mund

ist das neuartige Kukident-Gaumenöl, welches aus reinen Pflanzenölen hergestellt wird und von jedem Zahnprothesenträger unbedingt benutzt werden sollte.
Durch täglich zweimaliges Massieren wird die Mundschleimhaut geschmeidig erhalten und somit das Anpassungsvermögen der Prothesen erhöht.
Wer die Kukident-Präparate einmal probiert hat, möchte sie nicht mehr missen, denn Kukident schenkt jedem Zahnprothesenträger strahlend saubere Zähne, einen herrlich frischen Atem, einen angenehmen Geschmack und

Sicherheit für den ganzen Tag!

Die Kukident-Präparate sind in jeder Beziehung völlig unschädlich. Die maßgebenden Fachgeschäfte halten alle Kukident-Präparate stets vorrätig.

Beachten Sie bitte:

Für obere Prothesen mit Saugern liefern wir 10 rosafarbene Kukident-Saugplättchen für 75 Pfennig.

Das Kukident-Reinigungs-Pulver erhalten Sie in der 100-Gramm-Packung für 1.50 DM, in der 180-Gramm-Packung für 2.50 DM, den Kukident-Schnell-Reiniger in der Original-Packung für 3.30 DM und in der Plastikdose mit Meßgefäß für 3.60 DM.
Das Kukident-Haft-Pulver in der blauen Streudose mit 30 Gramm Inhalt kostet 1.80 DM.
Das Kukident-Haft-Pulver extra stark liefern wir in weißen Plastikflaschen mit 25 Gramm Inhalt für 1.80 DM.
Die Kukident-Haft-Creme gibt es in Probetuben für 1 DM und in Originaltuben mit dem zweieinhalbfachen Inhalt für 1.80 DM.
Das Kukident-Gaumenöl erhalten Sie in einer Plastik-Tropfflasche, die unzerbrechlich ist, für 1.50 DM.
Schreiben Sie uns bitte, wenn Sie unsere Spezialitäten in Ihrem Fachgeschäft nicht erhalten, damit wir Ihnen dann eine Bezugsquelle angeben können, die unsere sämtlichen Artikel jederzeit vorrätig hält.
Wenn Sie aus irgendwelchen Gründen nicht zufrieden sind, können Sie die Packung als Warenprobe richtig frankiert an die Kukirol-Fabrik, Weinheim (Bergstr.), zurücksenden. Sie erhalten dann den vollen Kaufpreis und das verauslagte Warenproben-Porto vergütet.

Wer es kennt – nimmt *Kukident*

KUKIROL-FABRIK KURT KRISP K.G., 694 WEINHEIM (BERGSTR.)



Ich, Anastasia, Tochter des Zaren



Der „Wundertäter", dem die Zarin verfiel

Der unheimliche Bauernprediger Rasputin mit seinen Kindern, 1914 im sibirischen Heimatdorf Pokrowskoje aufgenommen. Die Zarin glaubte an die Macht des Mannes mit dem stechenden Blick.



Die Mutter gab ihn nie auf

Aufopfernd pflegte die Zarin ihren Sohn Alexej, der an der lebensbedrohenden Bluterkrankheit litt. Rasputins Gebete waren für sie die letzte Hoffnung, wenn die Kunst der Ärzte nicht mehr zu helfen schien.



Kein Prinz für Großfürstin Olga

1914, kurz vor Kriegsausbruch: Staatsbesuch in Rumänien. Vergeblich hoffte Anastasias Schwester Olga, den rumänischen Prinzen Carol zu erobern.

Das Geheimnis um die Krankheit meines Bruders Alexej hatte mich stets gequält. Ich wußte, daß das Leiden des Thronfolgers etwas mit Bluten zu tun hatte, dem Bluten einer Wunde ähnlich, die sich nicht schließt. Um was es aber wirklich ging, wußten meine Schwester Maria und ich ebensowenig wie die Öffentlichkeit.

Bei einem Aufenthalt auf dem Jagdgut Spala in Polen, es war im Jahre 1912, verschlimmerte sich Alexejs Zustand. Die Familie versammelte sich neben meiner Mutter an seinem Bett. Ich wäre lieber draußen geblieben, um die Qualen meines Bruders nicht zu sehen, doch irgend etwas hielt mich im Krankenzimmer zurück.

Wir alle beobachteten meine Mutter, deren Hand sich um die von Alexej schloß, als versuche sie, etwas von ihrer eigenen Kraft auf seinen schwachen Körper übergehen zu lassen.

Er lag nicht in einer Blutlache, wie ich befürchtet hatte, sondern wirkte ganz normal. Er war nur sehr blaß und stöhnte entsetzlich.

Seine Augen waren tief in ihre Höhlen gesunken, und sein Gesicht hatte einen sonderbaren Ausdruck.

Meine Mutter kniete neben ihm und versuchte, ihrem kleinen Sohn durch ein Lächeln Mut zu machen, das sagen sollte: Bald bist du wieder gesund.

Solange sie nicht aufgab, wußte Alexej, daß sein Zustand nicht hoffnungslos war. Wir ahnten, daß es ihr fast das Herz brach, aber vor Alexej war sie ein Bild der Zuversicht und der Hoffnung.

Dr. Fedorow, ein bekannter Spezialist für die Bluterkrankheit, trug die eigentliche Verantwortung für Alexej. Er hatte meinen Bruder bereits über mehrere Anfälle hinweggeholfen. Später wurde Fedorows Assistent, Dr. Derewenko, Alexejs Leibarzt.

Alle Bemühungen führten jedoch zu keiner Besserung.

Auf meinen Vater wirkte die Hoffnungslosigkeit erdrückend. Auch wir anderen hatten eigentlich schon aufgegeben. Nur meine Mutter blieb standhaft.

Sie griff schließlich zu dem letzten Mittel, das sie kannte: Sie gab den Befehl, man solle dem Bauernprediger Rasputin ein Telegramm in seinen Heimatort in Sibirien schicken und ihn bitten, für Alexejs Genesung zu beten. Am Morgen ließ meine Mutter Pater Wassilijew kommen, damit er meinem Bruder das heilige Sakrament spendete.

Inzwischen war ein Bulletin über die ernsthafte Erkrankung des Zarewitsch ausgegeben worden. Mein Vater war der Ansicht, das Volk habe jetzt einen Anspruch darauf, über den Zustand des Thronfolgers auf dem laufenden gehalten zu werden.

Die Ärzte arbeiteten fieberhaft. Die Stille im Krankenzimmer wurde einmal unterbrochen, als Alexej aufstöhnte und meine Mutter flüsterte: „Ist keine Nachricht von Rasputin eingetroffen?"

Alexej klammerte sich ans Leben, auch als wir alle, mit Ausnahme meiner Mutter, schon glaubten, jeder Atemzug könnte sein letzter sein. In dieser zermürbenden Spannung wünschten wir sogar, es würde sein letzter sein — nur um ihm weitere Qualen zu ersparen!

Plötzlich näherte sich mit raschen Schritten ein Offizier und reichte meinem Vater ein Telegramm. Er las es uns allen mit lauter Stimme vor. „Der Kleine wird nicht sterben. Quälen Sie ihn nicht zu sehr." (Dies war der Sinn, den Wortlaut weiß ich nicht mehr.)

Als wir diese Worte hörten, erwachte neue Hoffnung.

Auch Alexej muß dies gespürt haben, denn er wurde ruhiger und fiel in einen langen, tiefen Schlaf. Er lag so still, daß meine Mutter seinem Herzschlag lauschte, um sich zu vergewissern, daß er noch lebte.

Als er endlich erwachte, hatte die Blutung aufgehört.

Der Mann mit dem stechenden Blick

Ob es nun die ärztliche Kunst war, das heilige Sakrament, unsere Gebete oder die Rasputins, die diese jähe Wendung zum Besseren herbeigeführt haben, vermochten wir nicht zu sagen. Wir wußten nur, daß der Tod zurückgeschlagen war. Wir hatten ein Wunder erlebt.

Von diesem Augenblick an begann der ausgezehrte Körper des Jungen sich zu erholen.

Wir konnten an Rasputin nur noch wie an einen Heiligen denken — er galt als Retter meines Bruders.

Ich entsinne mich, ihn später gesehen zu haben, aber nur dreioder viermal. Er machte einen tiefen Eindruck auf mich. Er war so anders als andere Menschen. Seine stechenden Augen schienen durch mich hindurch in die tiefsten Tiefen meines Ichs zu sehen.

Ich hatte Angst vor ihm.

Als ich Rasputin das erste Mal begegnete, sagte er: „Ist das die Kleine?"

Ich fürchtete, er würde mich berühren, aber er tat es nicht. Er trug eine lange Soutane und ein Kreuz auf der Brust — wie ein Mönch.

Doch Grigorij Rasputin war kein Mönch, es sei denn, man legte ganz andere Maßstäbe an.

Er war nicht einmal Mitglied irgendeines Ordens. Er war ein Starez, eine Art Beichtvater, Pilger und Laienprediger unter den Bauern.

Auf seinen vielen Wanderungen hatte er die Heilmittel der Natur kennengelernt. Trotz der modernen medizinischen Wissen-


AUS DEN MEERESTIEFEN...
kommen sie – jede ein vollendetes
Meisterwerk der Schöpfung – zusammen ein
einzigartiger Reichtum an Formen und Farben...
So ist es auch beim Tabak, jede Sorte eine
Kostbarkeit an sich, kühn komponiert
in der Mischung der Peter Stuyvesant,
ein vollendeter Genuss
...der Duft der grossen
weiten Welt!
Peter
Stuyvesant
FILTER
21
1592
1672
RICH CHOICE TOBACCOS
KING SIZE



Ich, Anastasia, Tochter des Zaren

Der Anfang vom Ende

Das zeitgenössische Gemälde zeigt den Zwischenfall, der den ersten Weltkrieg und den Untergang des Zarenreiches auslöste: Am 28. Juni 1914 erschießt in Sarajewo ein Fanatiker das österreichische Thronfolgerpaar.

schaft vertraute er diesen Kräften. Er glaubte, die Natur habe Vorkehrungen für die Gesundheit des Menschen getroffen, wie sie auch für sein Essen und Trinken sorge. Gegen Bronchitis nahm er zum Beispiel die großfrüchtige Moosbeere oder roten Johannisbeersaft.

Nach diesen furchtbaren Tagen in Polen war Alexej wie etwas, das man verloren und wiederbekommen hatte.

Meine Mutter hatte sich in dieser Zeit so verausgabt, daß die Nachwirkungen ihrer aufopfernden Pflege und der Nervenanspannung sie wochenlang ans Bett fesselten. Ihr Leibarzt Dr. Botkin mußte feststellen, daß ihr Herz sehr geschwächt war.

Das gemeinsame Leid schmiedete uns zu einer noch fester verbundenen Familie zusammen, und für mich begannen die kindlichen Vergnügungen ihren Reiz und ihren Zauber zu verlieren.

Mein Ruf, ich sei ein problematisches Kind, blieb mir allerdings treu. Oft wurde gefragt: „Wo speichert eigentlich dieses kleine Wesen soviel Energie? An Scherzen und Streichen scheint sie unerschöpflich."

Meine Schwester Maria und ich hatten alle möglichen „Besitztümer". Wir besaßen eine Sammlung ausgestopfter Tiere, die wir unser „Zirkusreich" nannten. Wir hatten eine Maus mit Uhrwerk, eine gelblich schimmernde Schlange mit einem beweglichen Kopf und eine schnappende Schildkröte, die sich in dem Kleid eines Opfers festbeißen konnte.

Mein wirkungsvollstes Spielzeug war eine große Puppe mit phosphoreszierenden Augen, die auch in der Dunkelheit leuchteten. Diese Puppe hatte ein Uhrwerk, durch das sie ihre Augen schließen und öffnen konnte.

Einmal zog ich meine Puppe auf, während Maria an der Schlafzimmertür Wache hielt. Als wir ein Opfer kommen hörten, ließ ich die Puppe mit dem Blick zur Tür auf dem Boden liegen. Dann hüpften wir in unsere Betten und taten so, als schliefen wir.

Die Kinderfrau, die gekommen war, um festzustellen, ob bei uns alles in Ordnung sei, erblickte in der Dunkelheit ein entsetzliches Wesen mit funkelnden Augen. Erschreckt rannte sie den Gang entlang und weckte durch ihr Geschrei alle, die auf diesem Stockwerk wohnten.

Doch angesichts allen Kummers, den meine Familie in letzter Zeit durchgemacht hatte, war ich auf meinen Ruf als Anführerin bei Streichen immer weniger stolz.

Schwester Olga darf nicht heiraten

Schon zeitig im Frühjahr 1914 begaben wir uns nach Liwadia, unseren Sommersitz auf der Krim. Von hier aus unternahmen wir eine Reihe von Kreuzfahrten auf dem Schwarzen Meer. Einmal reisten wir nach Konstanza an der rumänischen Küste, um einen Besuch von König Carol I. und Königin Elisabeth (Carmen Sylva) zu erwidern.

Am Abend wurde ein großes Bankett in einem prächtig geschmückten Pavillon am Meer gegeben. Es war ein Galafest mit vielen Girlanden und wehenden Fahnen.

Immer wieder mußte ich Olga anschauen, denn ich hatte jemand sagen hören, diese Reise werde auch im Hinblick auf eine mögliche Einheirat Olgas in die rumänische Königsfamilie unternommen.

Beim Essen saßen Olga und Prinz Carol nebeneinander und schienen sich gut zu amüsieren. Der Tisch war mit russischen Fahnen geschmückt: rot, weiß und blau. Es wurden kleine Geschenke ausgetauscht. Olga bekam ein rumänisches Nationalkostüm, das wunderbar bestickt war.

Ich war neugierig, wie nie zuvor. Aber als wir nach dieser Nacht wieder abreisten, erfuhr ich, daß man entschieden habe, Olga sei zum Heiraten noch zu jung. Wir Schwestern konnten es natürlich nicht unterlassen, sie zu necken, weil ihr ein Mann durch die Lappen gegangen war.

Angesichts der schrecklichen späteren Ereignisse habe ich mir oft gewünscht, Olga hätte damals geheiratet, denn dann könnte sie heute noch am Leben sein. ➡



Das neue Sunil
spürbar -
sichtbar -
fühlbar
besser als je zuvor!
Alle Hausfrauen, die das neue Sunil schon erlebt haben, sind hell begeistert vom strahlenden Weiß. Erproben Sie das neue Sunil, und Sie werden mit Millionen Hausfrauen entdecken:
spürbar frischer! Mit geschlossenen Augen spüren Sie den Unterschied. Der frische Duft beweist es Ihnen: All Ihre Wäsche ist jetzt durchdrungen von duftig-frischer Sauberkeit.
sichtbar reiner! Prüfen Sie kritisch Kragen und Manschetten: Kein Schmutzrand mehr! Keine Spur mehr von hartnäckigen Flecken auf Tischtüchern und Servietten. Selbst vergrautes Nylon wird von Mal zu Mal weißer.
fühlbar weicher! Fühlen Sie! Ihre Frottee-tücher werden jetzt wieder weicher, saugfähiger. Alles Rauhe, alles Harte ist gelöst und fortgespült.
das neue Sunil
spürbar - sichtbar - fühlbar besser
S 10/04 F
Das strahlendste Weiß meines Lebens!



Ich, Anastasia, Tochter des Zaren

Später kam Prinz Carol einige Male nach Rußland und blieb ein paar Tage bei uns. Aber zu keiner Zeit erhielt Olga die Gelegenheit, auch nur eine Minute mit ihm allein zu bleiben. Stets waren Hofdamen im Zimmer anwesend, und wir Jüngeren gingen erregt aus und ein. Sie bekam keine Chance, etwa seine Hand zu halten oder von ihm geküßt zu werden.

Wir waren erst kurze Zeit wieder zu Hause, als die Welt von der Nachricht über die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich und seiner Frau auf den Straßen Sarajewos am 28. Juni 1914 erschüttert wurde.

Von diesem Tag an hatte mein Vater nur noch wenig Zeit für uns. Ständig hatte er mit seinen Ministern, Diplomaten und den Großfürsten Besprechungen.

Man sagte mir, Rußland habe einen Vertrag, der uns in einen Krieg verwickeln könnte, wenn sich die Angelegenheit nicht friedlich beilegen ließe.

In diesen schweren Stunden der Entscheidung für Rußland sah ich nur zwei Dinge: die Stille und Blässe meines Vaters und das verweinte Gesicht meiner Mutter, die flehte, Rußland möge aus einem neuen Krieg herausgehalten werden. Sie dachte dabei an den Krieg mit Japan, dessen Schrecken noch immer lebendig in ihrer Erinnerung standen.

Für die Kinder Nikolaus II. bestand der Schrecken des Krieges nur in vagen Vorstellungen. Wächter, Diener und Zofen schirmten sie von allem ab: vom Alltag und vom tiefsten menschlichen Leid. Als Anastasia 1918 erfuhr, daß sie als einzige der Zarenfamilie überlebt hatte, überschattete die Angst vor der Wirklichkeit jede andere Empfindung. Eine Frau und zwei Männer pflegten in einer Erdhöhle die Verletzte.

Gott weiß, wie sehr mir meine Familie fehlte. Ich lag in der finsteren Höhle, hoffte einen Augenblick, es sei noch einer meiner Lieben am Leben, und verzweifelte im nächsten.

Inzwischen pflegte mich die Frau weiter. Ein paarmal tauchte der Gedanke auf, ein Selbstmord könnte mich aus meinem Elend erlösen. Aber mein starker Glaube hätte mir niemals ein solches Versagen der Willenskraft erlaubt.

Bald war auch meine Erkältung überstanden, und die Frau ließ mich wieder die Leiter hinaufsteigen.

Kurz darauf stand ich wiederum den beiden Männern gegenüber.

Wie beim ersten Mal kam das einzige Licht von der brennenden Kerze auf dem Tisch. Die Fenster des Hauses waren dicht verhängt. Fast hätte ich „Guten Abend" gesagt, aber dann fiel mir ein, daß ich nicht ungefragt reden durfte.

„Wir sind daran interessiert, ein paar Dinge klarzustellen", sagte der Sprecher der beiden Männer. „Wir möchten Ihnen einige Fragen stellen."

Wieder packte mich Furcht. Während der Internierung in Tobolsk in Sibirien und später in Jekaterinburg waren Fragen stets



Erinnerung an glückliche Tage

Reiten war eines der Hauptvergnügen der Zarenkinder. Anastasias Schwester Tatjana, oben in der Uniform des Ehrenkommandeurs ihres Regiments, machte sich zu Pferd am besten.

Foto: Bibliothèque cantonale et universitaire, Lausanne

Fallen gewesen. Plötzlich fiel mir ein Rat meiner Mutter ein: „Antworte höflich, aber gib keine Auskunft."

„Hat man Sie in Tobolsk unfreundlich behandelt?"

Ich wollte ihnen die Wahrheit sagen. „Sehr unfreundlich in den letzten Tagen", erwiderte ich also.

„Was hat man Ihnen zum Beispiel angetan?"

Ich zögerte. Im Vergleich mit dem fürchterlichen Ende meiner Familie erschien mir plötzlich die Behandlung, die wir durchgemacht hatten, unerheblich.

„Alles, was zu unserem Unglück und zu unserer Demütigung beitragen konnte", erklärte ich.

„Mit wem waren Sie in Tobolsk zusammen?" fuhr er fort.

Das war eine Frage, die ich leicht beantworten konnte. Ich sagte zu ihm: „Mit unseren Freunden und dem Personal unseres Haushalts."

„Sind alle mit Ihnen nach Jekaterinburg gegangen?"

Während ich nachdachte, hob ich die Augen und sah rechts von mir eine Tür, die offenbar in ein anderes Zimmer führte. Durch einen Spalt erblickte ich ein helles Licht und einen Schatten, der sich bewegte, als ginge jemand vor diesem Spalt hin und her.

Ich konnte mich so beherrschen, daß mir niemand meine Entdekkung anmerkte. Ich unterdrückte meine Verwunderung darüber, daß es außer den beiden Männern und der Frau noch andere Leute in diesem Haus gab.

So begann ich: „Ein Teil von ihnen brach zusammen mit meinem Vater, meiner Mutter und Maria auf; es waren Dr. Botkin, Prinz Dolgorukow, eine Zofe und der Kammerdiener unseres Vaters. Als unsere Eltern aus Tobolsk abreisten, blieben die übrigen zurück. Sie kümmerten sich um uns Kinder, die bleiben mußten, bis es Alexej besser ging."

Was für eine Unterkunft hätten wir in Jekaterinburg gehabt? Hätte es genug zu essen gegeben? Hätten wir hinausgehen dürfen? Hätten wir unsere Freunde gesehen? Wie hätten wir uns die Zeit vertrieben? So wurde immer weiter gefragt. In gewisser Weise war ich froh, endlich einmal über all meinen Kummer sprechen zu können.

Als sie fertig waren, machte einer der Männer der Frau ein Zeichen, und sie ging mit mir hinaus. Es war mein zweiter Spaziergang in frischer Luft. Mein Atem ging noch kurz, und ich stützte mich schwer auf den Arm der Frau.

Schließlich standen wir wieder vor der Haustür. Wir traten ein, und dann ging es durch die offene Falltür und die Leiter hinunter.

Die Falltür wurde geschlossen, und da bemerkte ich, daß sie an der Innenseite mit Stoff bespannt war. Es sollten also keine Laute durch diese Tür nach oben dringen.

Die Anstrengungen ließen mich in dieser Nacht in tiefen Schlaf sinken.

Mit jedem Tag rückte die erschreckende Welt, von der ich nichts wußte, dichter an mich heran. Ich wurde wie ein Blatt mitgerissen, das auf der Oberfläche eines schnell dahinströmenden Flusses treibt. Ich konnte weder anhalten noch sinken.

Die Frau, die bei meinem Erwachen in der Höhle war, faltete eine Decke zusammen, nahm sie auf den Arm, warf noch das Kissen darauf und klemmte ihre Last unter das Kinn. Dann stieg sie damit die Leiter hinauf. Es lag etwas Endgültiges in ihrer Bewegung.

Plötzlich wurde mir bewußt, daß sie die vielen Nächte dicht neben mir auf einer Bank zugebracht hatte. Ich hatte es nie bemerkt, mein eigenes Elend hatte mich taub und blind gemacht.

Niemals verriet sie mir, wie ich sie nennen sollte. Wenn ich sie irgendwie brauchte, flüsterte ich nur: „Frau, bitte." Ich hörte einmal, wie der Mann sie Iliana oder Irina nannte.

Nach einem frühen Abendessen half sie mir eines Tages, die seltsamen Kleider wieder anzuziehen und führte mich nach oben in das Zimmer. Die Männer erwarteten mich schon.

Nun fragten sie mich nach persönlicheren Dingen. So erkundigten sie sich nach der Vertrauten meiner Mutter, Anna Wyrubowa. Habe sie die Zarin beeinflußt? Sei sie mit Rasputin eng befreundet gewesen? Habe sie im Palast gelebt?

Die ganze Zeit über glitt der Schatten weiterhin an der hellen Spalte der Tür vorbei. Schrieb jemand meine Antworten mit?



Die Fragen werden unverschämt

Ich war verängstigt und plötzlich so erschöpft, daß ich glaubte, ich würde vom Stuhl fallen. Der Mann, der mich ausfragte, bemerkte es und ließ mich gehen. Die Frau begleitete mich hinaus, und wir gingen mehrmals um das Haus herum. Dann kehrte ich in meine kleine Höhle zurück. Wieder versank ich in freundlicher Dunkelheit.

Die Frau brauchte meine Wunden nun nicht mehr zu verbinden; sie waren fast geheilt. Bald spürte ich ein Jucken auf meinem Kopf, und die Frau war auch mit diesem Fortschritt zufrieden. „Ihre Haare wachsen, sie werden die Narbe schön bedecken", erklärte sie.

➜



Volkswagen gibt es ab DM 4200,– a. W.

Vergessen Sie nicht, Frostschutzmittel in Ihren VW zu tun.

In den Volkswagen?
Jawohl.
Einige Löffel voll in die Scheibenwaschanlage.
Nicht 2 oder 3 oder 4 Liter, um den Frost fernzuhalten vom Wasserkühler. Von den Wasserschläuchen. Von der Wasserpumpe.
Vom Wasser.
Wir halten das Wasser fern von unserem Motor.
Und tun es 3 Meter weit weg in einen Plastikbehälter.
Weil wir wissen, wie man einen Motor mit Luft kühlt.
Weil wir noch nicht wissen, wie man eine Scheibe mit Luft wäscht.

Jede meiner Wanderungen nach draußen machte mich körperlich unabhängiger. Noch viele Male saß ich in dem Zimmer, in dem das Verhör stattfand.

Einmal stand meine Mutter im Mittelpunkt der Fragen.

„Hat die Zarin auf Rasputin gehört, weil sie an die Aufrichtigkeit, die seherische Gabe und die Erfahrung dieses Mannes glaubte?“

Ich antwortete: „Was immer meine Mutter getan hat, geschah lediglich zum Besten Rußlands. Wenn mein Vater mit meiner Mutter nicht übereinstimmte, nahm sie seine Entscheidung als endgültig hin, denn sie wußte, daß dort ihr Einfluß aufhörte.“

Etwa zwei Wochen lang wurde ich jeden Abend verhört. Jede dieser Sitzungen dauerte ungefähr eine Stunde. Am Ende dieser Sitzungen glühte ich, als hätte ich Fieber. Die Themen änderten sich ständig und bezogen sich auf die gesamte kaiserliche Familie und den Stab ebenso wie auf die Hausangestellten im Schloß.

Aber viele dieser Fragen erschienen mir so unverschämt, daß ich eines Abends hervorstieß: „Warum fragen Sie mich das alles?“

Nie bekam Anastasia eine Antwort auf ihre Frage. Nie erfuhr sie, wer diese beiden geheimnisvollen Männer waren und was der Schatten hinter der Tür bedeutete. Sie war nur froh, sprechen zu können und endlich etwas von der Last der Erinnerung an die letzten Tage ihrer Familie loszuwerden. In ihren Memoiren schreibt Eugenia Smith über die entscheidenden Stunden vor dem Ausbruch des ersten Weltkriegs:

In jedem Sommer wurde in der Nähe von Zarskoje Selo, unserem Sommersitz bei Petersburg, eine Truppenparade abgehalten, 1914 geschah das zu Ehren von König Friedrich August III. von Sachsen.

Diese Truppenparade war äußerst interessant und spannend. Bei einer Vorführung trabte eine Einheit in Reih und Glied vorbei. Dann sprangen plötzlich alle Reiter gleichzeitig von ihren Pferden und schwangen sich in die Sättel zurück, ohne daß ein einziges Pferd seinen Lauf unterbrach oder seine Geschwindigkeit änderte. Bei einer anderen Übung warf sich jeder Reiter einen schwarzen Umhang über die Schultern und sein Pferd – so geschickt, daß der Umhang Pferd und Reiter bedeckte.

Während des Essens, das nach der Vorführung in Zelten serviert wurde, traf die Nachricht ein, daß Österreich-Ungarn Serbien den Krieg erklärt hatte. Es war der 1. August 1914. Wir fuhren sofort nach Hause.

Mein Vater hatte nicht geglaubt, daß Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn wegen der Ermordung des Erzherzogs und dessen Frau Serbien den Krieg erklären würde. Er nahm dies auf Grund einer Bemerkung an, die der alte Kaiser einmal in Gegenwart meines Vaters gemacht hatte: Der Erzherzog tauge nichts, nicht ein Knochen seines Leibes sei wert, gerettet zu werden, und er sei ungeeignet, die Krone zu tragen.

Mein Vater sandte ein Telegramm an Kaiser Wilhelm, in dem er bat, man sollte doch den österreich-ungarisch-serbischen Streit vor den Internationalen Schiedsgerichtshof in Den Haag



Ich, Anastasia, Tochter des Zaren

bringen. Er sandte auch König Carol von Rumänien eine Botschaft, er solle dem Deutschen Kaiser telegrafieren, Rußland wünsche keinen Krieg.

Rußland war jedoch Serbiens Alliierter. Es blieb ihm keine andere Wahl. Deutsche und österreichische Truppen waren bereits mobilisiert und führten in der Nähe unserer Grenzen Manöver durch, und so griffen auch wir bald in den Krieg ein.

Ehe wir noch zur Besinnung kamen, bedrohten österreichische Truppen die alte russische Festung Bendery.

Mich erfüllten schlimme Vorahnungen. Da ich an Träume glaubte, versuchte ich einen Traum zu deuten, den ich in der Nacht vor Eintreffen dieser Nachricht gehabt hatte. Ich hatte geträumt, die Wälder an der russischen Westgrenze ständen in Flammen. Ich konnte das Knistern des Holzes hören und die lodernden Flammen sehen, die hoch zum Himmel schlugen.

Ein paar Jahre später habe ich auf meiner Flucht dieselben Wälder durchquert und mich dieses Traums erinnert. Damals brannten die Bäume nicht mehr, aber sie lagen, die riesigen Wurzeln aus der Erde gerissen, am Boden – Zeugen der Tragödie, die sich dort abgespielt hatte.

Der letzte Eid des Zaren

Wir begaben uns, bis auf Alexej, nach St. Petersburg. Als wir zum Winterpalais einbogen, sammelten sich Menschen auf dem Platz und umdrängten uns jubelnd. Nach einer alten russischen Sitte küßten viele die Schultern meines Vaters und den Rock meiner Mutter. Dieser Beweis der Treue trieb meiner Mutter die Tränen in die Augen.

Als mein Vater auf dem Balkon des Winterpalais erschien, um das Manifest mit der Kriegserklärung zu verlesen, standen wir alle, die Kinder und die anderen Verwandten, hinter ihm. Sofort schwieg die Menge, und es war so still, als sei die ganze Welt plötzlich in Schlaf gesunken.

Die Tausende, die sich auf dem Platz eingefunden hatten, sanken auf die Knie. Gemeinsam sangen sie: „Gott schütze den Zaren.“

Da legte mein Vater den Eid ab, er würde, solange noch ein Feind auf russischem Boden sei, niemals Frieden schließen. Dann versicherte er dem Volk, er würde alle Slawen verteidigen, selbst wenn er sein eigenes Blut vergießen müßte.

Alexej spielte nun nicht mehr mit Soldaten, sondern er befand sich jetzt in ernsthafter militärischer Ausbildung. Im Arbeitszimmer meines Vaters stand stets ein Stuhl für Alexej. Dort saß er an bestimmten Tagen und lauschte den Berichten der vortragenden Minister.

Wenn Alexej sich an diesen Dingen beteiligen durfte, warum nicht ich? Meine Mutter antwortete mir: „In einem Krieg gibt es Verpflichtungen vieler Art. Deine liegt darin, deine Ausbildung zu beenden, um später von Nutzen zu sein."

Ein Kind wird Regiments-Kommandeur

Meine erwachte Gewissenhaftigkeit ließ mich nicht eine Minute mehr vergeuden. Abgesehen davon, daß ich meine Schularbeiten machte, schloß ich mich einer Schar junger Frauen an, die für verschiedene Wohltätigkeitsunternehmen Kleidungsstücke für Kinder nähten.

Als Ehrenkommandeur eines Regiments wurde, bekam ich durch die monatlichen Berichte meines Regiments Nachrichten über die Verluste an Toten und Verwundeten. Diese Meldungen waren erschreckend, und ich lief zu Olga, um festzustellen, was sich dagegen tun ließe. Sie antwortete mir nur: „Jeden Tag treffen Hunderte von Verwundeten ein, und es ist entsetzlich, wie sie leiden." Ich hörte, daß die deutschen Verluste sogar noch größer waren.

Bald darauf erlaubte meine Mutter Maria und mir, die Lazarette, die unsere Namen trugen, öfter zu besuchen. Als wir das eine Gebäude zum erstenmal betraten, wurde ein Verwundeter mit blutigen Verbänden hineingetragen. Man brachte ihn direkt in den Operationssaal; einen Augenblick später wurde er wieder hinausgeschafft. Die Ärzte hatten festgestellt, daß er bereits tot war.

Mir wurde schlecht. Der Anblick dieses armen Jungen wird sich in meiner Erinnerung niemals verwischen. Wochen hindurch glaubte ich Blut zu riechen. Rot wurde für mich zu einer beängstigenden Farbe, denn es erinnerte mich an das Entsetzliche dieses Anblicks.

In der nächsten



- Die letzte Stunde in meiner Erdhöhle
- Schlechte Nachrichten von der Front
- Rasputins entsetzliches Ende

Ein Bericht von Rolph Gaïl



Alles über Briefmarken

Gummi teurer als das Markenbild

Manchmal könnte man glauben, vielen modernen Sammlern und Händlern sei die Rückseite der Briefmarke wichtiger als das Markenbild. Tatsächlich spielt diese Rückseite, das heißt die Gummierung, heute eine Rolle wie nie zuvor.

Wie war es in der guten alten Zeit der Philatelie doch einfach! Damals gab es nur zwei Unterscheidungen:

a) gestempelt;

b) ungestempelt.

Wer fragte schon groß nach der Gummierung? War sie vorhanden, wurde sie von mehr als einem Sammler dazu benutzt, um die Briefmarke direkt, mit dem Originalgummi, ins Album zu kleben. Fehlte die Gummierung, dann half man sich auch, indem man auf die Rückseite der Marke ein wenig Leim schmierte . . .

Und heute?

Heute hat sich der philatelistische Begriff „ungestempelt" längst weiter unterteilt. Wir unterscheiden jetzt:

MARKEN OHNE GUMMIERUNG. Viele Sammler wuschen früher den Gummi ab, weil sie fürchteten, er könnte — auf längere Sicht gesehen — die Marke zerstören. Im heißen, feuchten Tropenklima ist das heute noch häufig üblich. Gewisse Marken sind deshalb gummiert äußerst selten — und äußerst teuer.

MARKEN MIT GUMMIRESTEN. Bei ganz alten, seltenen Briefmarken kann schon dieser Rest des Originalgummis eine starke Aufwertung bedeuten.

MARKEN MIT GUMMISCHÄDEN. Ein Grund für unterschiedliche Wertminderung. Ein Klebefalz, ja ein Falzrest kann den Wert einer Marke um zehn, zwanzig Prozent herabsetzen.

POSTFRISCHE MARKEN. Sie müssen so sein, wie sie am Schalter verkauft werden, im Bild und in der Zähnung ebenso untadelig wie in der Gummierung. Eine ungestempelte Briefmarke neuerer Ausgabe besitzt ohne Gummi nur ein Drittel oder gar nur ein Viertel des Wertes einer gummierten und ist praktisch unverkäuflich. In diesem Fall ist der Gummi also wirklich teurer als das Markenbild.

Angst vor der Cholera

Nicht für den Sammler, aber für die Post brachte der Gummi in den Anfängen der Briefmarke ein schwieriges Problem. Allein die Entwicklung einer Maschine für die Gummierung der Markenbögen war keine Kleinigkeit. Als das gelöst war, ergab sich eine neue Komplikation: Die gummierten Marken rollten sich ein.

Erst spät fand man dagegen ein Mittel. Bei diesem Verfahren wird die bereits trockene Gummischicht mechanisch gebrochen, geriffelt. Spezialsammler haben sich längst auch dieses Gebiets bemächtigt und unterscheiden streng zwischen senkrechter und waagrechter Riffelung.

Neben den technischen Schwierigkeiten gab es am Anfang der Gummierung auch solche psychologischer Art. Zeigefinger erhoben sich, warnende Stimmen wurden laut: der Kleister auf der Markenrückseite sei ein heimtückischer Träger für Cholerabazillen. Die Post sei im Begriff, mit ihrer teuflischen Neuerung die Welt zu verseuchen.

Diese Schwarzseherei wurde in keiner Weise von jenem amerikanischen Postmeister geteilt, der menschenfreundlich vorschlug, die Marken wohlschmeckend zu gummieren, damit das Ablecken zum Vergnügen würde.

Versuche solcher Art übernimmt man übrigens seit ein paar Jahren in Frankreich. Sie bergen allerdings eine wirkliche Gefahr für die Post: Wenn Marken zu gut schmecken, kann jedes Kind die Rückseite ablecken, die Marken am Schalter zurückgeben — und sich von dem Geld neue philatelistische Bonbons besorgen.

Ganz furchtlos gegen die beschworene Choleragefahr durch gummierte Marken war jener Franzose, der vor über einem Jahrhundert seiner Geliebten schrieb:

„Die Marke, o Traum, die auf Deinem Briefe war, habe ich hingerissen verschlungen. Wußte ich doch, mein Engel, daß Du daran geleckt hast!"

Derartige Romantik ist längst einer oft sehr geschäftsmäßigen Realistik gewichen.

Kein Hindernis für Fälscher

Der sogenannte „Postfrisch-Fimmel", das Sammeln postfrischer Marken, setzte vor rund dreißig Jahren ein. Voraussetzung war eine Erfindung: Das Einsteck-Markenalbum, bei dem die Marken nicht mehr mit Falz eingeklebt, sondern nur noch hinter durchsichtige Papierstreifen geschoben werden. Eine Erfindung, die zugleich die Vorbedingung für die heutige Überbewertung des Gummis gewesen ist.

Längst haben sich auch die Fälscher auf dieses Gebiet vorgewagt. Klassische Marken werden mit gefälschter Gummierung „postfrisch", das heißt teuer gemacht. Oder die senkrechte Riffelung des Gummis wird in eine waagrechte verwandelt beziehungsweise umgekehrt. Oder die Farbe des Gummis wird verändert, etwa von Weiß in Rot, wodurch einzelne alte Ausgaben aus Baden, Bayern, Braunschweig, Hannover gesalzene Liebhaber-Preise erzielen.

Ganz allgemein kann man sagen, daß — zumindest im Kreise der Ungebrauchten — die postfrischen Marken in der Wertskala oben stehen. Sie kosten am meisten, wenn es sich nicht gerade um neue Ausgaben handelt. Briefmarken mit Falz und Falzresten sind dagegen billiger.

Hier schließt sich der Kreis. Ob postfrisch oder nicht, ist letzten Endes Ansichtssache und eine Frage des Portemonnaies — wie so vieles auf dem Gebiet der Philatelie.

Marken im Bade

Das Ablösen der aufgeklebten Briefmarken von Umschlägen, Karten oder sonstigem Papier hat seine Tücken. Hier sind drei Faustregeln:

1. Vor dem Bad: Nach dem Katalog aussortieren, was an Marken wasserempfindlich ist, leicht Farbe verliert, ausläuft und andere Marken färben könnte. Die Marke mit einem nicht zu kleinen und nicht zu großen Stück Papier ausschneiden. Tinten- oder Kopierstiftstriche ebenso entfernen wie buntes Seidenpapierfutter der Kuverts. Abfärbendes Briefpapier oder Karten kommen ebenso wie die wasserempfindlichen Marken zur Sonderbehandlung.

2. Das Bad: Kein Vollbad — die Marken sollen mit dem Bild nach oben auf der Oberfläche des lauwarmen Wassers schwimmen und sich von unten vollsaugen, bis sie sich leicht ablösen lassen. Die „Gefährdeten" kommen einzeln ins Bad. Wertvolle Stücke gibt man am besten zu einem Spezialisten in Behandlung.

3. Nach dem Bad: Das erste Trocknen der Marken erfolgt zwischen zwei Blättern Löschpapier. Erst dann legen wir sie in eine gekaufte Trockenpresse oder zwischen zwei Fließpapierblätter, die wir mit Büchern beschweren. Nicht auf der Heizung trocknen!

Achtung: Im Prägedruck hergestellte Marken dürfen natürlich nicht gepreßt werden, weil sonst die Prägung flach wird!





Zum dritten Mal: Minnesänger aus Liechtenstein

Neu und wichtig

Vom 5. Dezember 1963 an verkauft das Fürstentum Liechtenstein vier Marken, die vom Bild her wohl das Schönste sind, was in unseren Tagen auf Briefmarken gedruckt werden kann:

Die neue Minnesängerserie mit den vier Werten zu 0,25, zu 0,30, zu 0,75 und 1,70 Schweizer Franken. (Ein Franken ist eine Kleinigkeit weniger als eine Deutsche Mark).

Nur am ersten Tag der Ausgabe, also am 5. Dezember, verwendet die Postwertzeichenstelle der Fürstlichen Regierung in Vaduz, Liechtensteins Hauptstadt, einen Sonderstempel.

Die Marken, nach den Original - Illustrationen der Manessischen Handschrift aus dem 14. Jahrhundert geschaffen, sind sechsfarbig. In ihren schönen Farbtönen unterscheiden sie sich angenehm von zahlreichen modernen, grellen Bildchen, mit denen die Taschen der Motivsammler übermäßig erleichtert werden.

Die „Minnesänger" von 1963 sind die dritte Ausgabe dieser Serie. Die erste erschien 1961, mit fünf Werten, für zusammen 3,25 Franken. Die zweite 1962, mit vier Werten zu 2,90 Franken.

Heute bezahlt man für die Serie von 1961 rund 12 Mark — das Vierfache von damals. Und sogar der Satz von 1962 kostet bereits sechs Mark und hat sich damit im Preis mehr als verdoppelt.

Minne auf Marken scheint sich zu lohnen.

In der nächsten



Zwischen Ballon und Rakete

Kennen Sie schon COMPAC?

Welche Marken läßt man kleben?

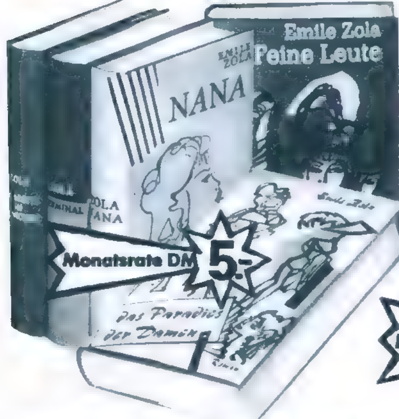
8 Tage zur Ansicht

Alle Bücher erhalten Sie 8 Tage zur Ansicht ohne Anzahlung und ohne Nachnahme. Bei Bestellungen im Gesamtbetrag ab DM 40,– liefern wir porto- und verpackungsfrei. Bei Bezug mehrerer Werke auf einmal gewähren wir 10 gleiche Monatsraten. Senden Sie kein Geld im voraus! Lieferung sofort – Ratenbeginn erst ab nächstem Monatsersten.











Wer nachschlagen muß . . .

Nachschlagen muß heute jeder, wenn ihn die Entwicklung nicht überrollen und besser gewappnete Konkurrenten ihn nicht weit hinter sich lassen sollen. Auch führende Männer der Wirtschaft, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, geistig Schaffende verlassen sich nicht allein auf das, was sie im Kopf haben.

DUDEN-LEXIKON in 3 Bänden

Über 80 000 Stichwörter auf 2400 dreispaltig bedruckten Buchseiten. Mit 6000 Abbildungen und Zeichnungen, davon über ein Drittel farbig. Ferner 16 Farbtafeln Anatomie und Menschenrassen, 36seitiger Weltatlas, 32seitiger Geschichtsatlas und 16seitiger Himmelsatlas. Mit zahlreichen Tabellen und Übersichten. Jeder Band im Format 14x20 cm.

Ganzleinen-Ausgabe, 3 Bände,
Best.-Nr. 1068 **Barpreis zusammen DM 50,40**
Ratenpreis DM 55,45 Monatsraten von DM 6,– an

Halbleder-Ausgabe, 3 Bände,
Best.-Nr. 1069 **Barpreis zusammen DM 66,–**
Ratenpreis DM 72,60 Monatsraten von DM 6,– an

Starlets, Stars und Striptease-Mädchen

Mit diesen Bildwerken sind Sie dabei, wenn im bunten Licht der Scheinwerfer Paris sein Feuerwerk der Lebensfreude abbrennt. Von den Fotos ist ein großer Teil bisher noch nie veröffentlicht worden.

Die Schönen vom Montmartre / Paris-Revue

2 Ganzleinenbände in farbiger Kassette, zusammen 547 Seiten mit 287 Fotos und Reproduktionen auf Kunstdrucktafeln. **Lieferung nur an Erwachsene! Kein Rückgaberecht!**
Best.-Nr. 2729 **Barpreis zusammen DM 59,60**
Ratenpreis DM 65,60 Monatsraten von DM 6,– an

Gelobt und verdammt

werden diese beiden Meisterwerke. Sie erzählen die Geschichte einer Frau, die vom Pfad der ehelichen Treue abkommt, und die erschütternde Tragödie eines Mannes, dem ein Mädchen, noch ein halbes Kind, zum Verhängnis wird.

Lolita, von Vladimir Nabokov
Lady Chatterley, von D. H. Lawrence
(ungekürzte Ausgabe)

2 Ganzleinenbände, zusammen 906 Seiten. **Lieferung nur an Erwachsene. Kein Rückgaberecht!**
Best.-Nr. 1453 **Barpreis zusammen DM 42,–**
Ratenpreis DM 46,20 Monatsraten von DM 5,– an

Liebe hat tausend Gesichter

In China oder USA, in den Negerkralen des Schwarzen Kontinents oder in Paris – überall unterliegen die Beziehungen zwischen Mann und Frau anderen Gesetzen. Der Verfasser bringt hier mit reichem Bildmaterial eine vergleichende Sittengeschichte, die eine Fülle bisher wenig bekannter Tatsachen ans Licht bringt.

Ferne Länder – fremde Sitten / Sittengeschichte der Pariserin, von H. Lewandowski

2 Ganzleinenbände im Lexikonformat, zusammen 689 Seiten mit 191 Abbildungen im Text, 146 Fotos und 17 Tafeln, **Lieferung nur an Erwachsene. Kein Rückgaberecht!**
Best.-Nr. 2092 **Barpreis zusammen DM 63,60**
Ratenpreis DM 69,95 Monatsraten von DM 7,– an

Kavaliere und Kurtisanen

In die Lebewelt des 19. Jahrhunderts, hinter die Mahagonitüren und Brokatportieren der Pariser Salons, ins Boudoir der skandalumwehten Nana und in die Gassen der Grisetten, wo man die Moral mit der Garderobe ablegt, führen diese berühmten und z. T. verfilmten Romane. In die Bel-Etage oder unter das Dach steigt Zola, um den Freuden und Verderbtheiten, kleinen Lastern und Leidenschaften seiner Zeit dichterische Unvergänglichkeit zu verleihen.

Emile Zola: **Nana / Germinal / Feine Leute / Das Paradies der Damen / Die Bestie im Menschen**

5 Ganzleinenbände, zusammen 1700 Seiten
Best.-Nr. 1964 **Barpreis zusammen DM 29,–**
Ratenpreis DM 31,90 Monatsraten von DM 5,– an

Chérie für jeden Mann

Ihr Lebensweg führt sie nach Italien, Spanien, Rußland und in die Fieberhölle von Guayana. Und immer weist die Kompaßnadel ihres Lebens auf Liebe. Unter Marketenderweibern, Piraten, Spionen und verkommenen Kavalieren besteht sie tausend Abenteuer. Doch nach Jahren des Irrens wartet auch auf Caroline das Glück.

Cecil Saint Laurent:
Im Anfang war nur Liebe / Dunkelrot leuchtet der Venusstern / Die brennende Rose

3 Ganzleinenbände, zusammen 2418 Seiten.
Best.-Nr. 2286 **Barpreis** .... **DM 65,40**
Ratenpreis DM 71,95 Monatsraten von DM 7,– an



Universal-Briefratgeber von W. Güldner

Wie schreibt man an das geliebte Mädchen, an das Gericht, Finanzamt, zum Trauerfall? Wie setzt man Bewerbungen, Empfehlungen, Beschwerden, Vollmachten auf?

Ganzleinenband, Großformat 18x24 cm, 400 Seiten mit 330 Mustern (Briefe, Karten, Anträge, Formulare).
Best.-Nr. 1475 **Barpreis** .... **DM 28,50**
Ratenpreis DM 31,35 Monatsraten von DM 5,– an



Krankheit lauert überall

Wenn der Körper Alarm schlägt, ist es höchste Zeit für den Weg zum Arzt. Aber Vorbeugen ist besser als Heilen. Wer ab und zu in Dr. Wallnöfers Gesundheitsbuch nachschlägt, geht vielem aus dem Wege. Tausende haben es stets griffbereit, denn sicher ist sicher.

Aus dem Inhalt: Ernährung, Hygiene und Lebensführung / Krankheiten der inneren und äußeren Organe / Unfallverletzungen / Schwangerschaft und Geburt – Kinderkrankheiten / Heilpflanzen / Diätvorschriften / Heilmethoden usw.

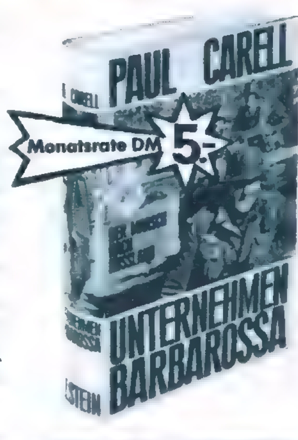
Deine Gesundheit, von Dr. Heinrich Wallnöfer

Ganzleinenband, 800 Seiten, 8 mehrfarbige und 32 einfarbige Kunstdrucktafeln, 392 Abbildungen im Text. Heilpflanzen-ABC und Modell des menschlichen Körpers in 8 Schichten.
Best.-Nr. 2588 **Barpreis** .... **DM 29,80**
Ratenpreis DM 32,80 Monatsraten von DM 5,– an



Magische Schönheit von Peter Basch

Amerikas weltbekannter Fotograf weiblicher Schönheit legt hier seine besten Aufnahmen vor. Ungezählte Frauen aus allen Teilen der Welt – berühmte Stars wie Brigitte Bardot, Anita Eckberg, Marisa Alassio, Fotomodelle auf Abruf, Showgirls und Tänzerinnen – kokettieren vor den Linsen seiner Kameras und zeigen uns den faszinierenden Zauber der Eva. – Ganzleinenband im Großformat 21x27 cm, 143 Seiten, 149 meist ganzseitige Meisterfotos auf Kunstdruckpapier.
Lieferung nur an Erwachsene! Kein Rückgaberecht!
Best.-Nr. 2198 **Barpreis** .... **DM 32,80**
Ratenpreis DM 36,10 Monatsraten von DM 5,– an



Feldzug ins Verderben

Von den Kämpfen vor Moskau und Leningrad, den Schlachten am Kaukasus und in der Kalmückensteppe und den Operationen an den Eismeerhäfen berichtet dieser Band und enthüllt die Hintergründe des blutigsten aller Feldzüge – vom Pakt der Reichswehr mit den Sowjets bis zu Stalins „Vaterländischem Sieg".

Unternehmen Barbarossa

Der Marsch nach Rußland von Paul Carell

Ganzleinenband, 520 Seiten, 35 Kartenskizzen, 84 Abbildungen und Register.
Best.-Nr. 2657 **Barpreis** .... **DM 28,–**
Ratenpreis DM 30,80 Monatsraten von DM 5,– an



Wunder der körperlichen Liebe

von Dr. med. R. Potin

Ein Sexualforscher aus der Schule Magnus Hirschfelds schrieb dieses große Werk der Geschlechtskunde und Sittengeschichte. Aus der Verantwortung des Wissenschaftlers heraus behandelt er offen und mit viel Verständnis für die Sexualnot des modernen Menschen die heikelsten Fragen über das Zusammenleben von Mann und Frau.

Ganzleinenband, 544 Seiten mit rund 300 Abbildungen zum Teil auf Kunstdrucktafeln. **Lieferung nur an Erwachsene! Kein Rückgaberecht!**
Best.-Nr. 2467 **Barpreis** .... **DM 38,–**
Ratenpreis DM 41,80 Monatsraten von DM 5,– an

König der Verführer

Noch heute fesselt die delikate Lebens- und Liebesbeichte dieses wahrhaft großen Abenteurers. Jede Seite erzählt von der unnachahmlichen Kunst des Verführens und Genießens.

Casanovas Memoiren

2 Ganzleinenbände im Schuber, zusammen 2120 Seiten. Mit 50 Illustrationen.
Lieferung nur an Erwachsene! Kein Rückgaberecht!
Best.-Nr. 2720 **Barpreis zusammen DM 40,–**
Ratenpreis DM 44,– Monatsraten von DM 5,– an

FACKELVERLAG · ABT. N 772 · STUTTGART

Lieferung nach allen Ländern der Erde! In Österreich über unsere Geschäftsstelle Salzburg 2 / Abt. N 772 / Postfach 216. In der Schweiz über Fackel AG Olten / Abt. N 772 / Postfach 84

Bitte ausfüllen, ausschneiden und im offenen Umschlag (15 Pf) einsenden.

GUTSCHEIN

Abt. N 772 · Fackelverlag · 7 Stuttgart 1 · Postfach 442

Bitte senden Sie mir die angekreuzten Werke auf Grund Ihrer Anzeige in QUICK Nr. 49 vom 8. Dezember 1963 kostenlos und unverbindlich 8 Tage zur Ansicht.

Best.-Nr. Gewünschte Titel bitte ankreuzen!

☐ 1068 **Duden-Lexikon** in 3 Bänden, Ganzleinen
☐ 1069 **Duden-Lexikon** in 3 Bänden, Halbleder
☐ 2729 **Die Schönen vom Montmartre / Paris Revue,** 2 Ganzleinenbände
☐ 1453 **Lolita / Lady Chatterley,** 2 Ganzleinenbände
☐ 2092 **Ferne Länder – fremde Sitten / Sittengeschichte der Pariserin,** 2 Ganzleinenbände
☐ 1964 **Nana / Germinal / Feine Leute / Das Paradies der Damen / Die Bestie im Menschen,** 5 Ganzleinenbände
☐ 2286 **Im Anfang war nur Liebe / Dunkelrot leuchtet der Venusstern / Die brennende Rose,** 3 Ganzleinenbände
☐ 2720 **Casanovas Memoiren,** 2 Ganzleinenbände
☐ 1475 **Universal Briefratgeber,** Ganzleinen
☐ 2588 **Deine Gesundheit,** Ganzleinen
☐ 2198 **Magische Schönheit,** Ganzleinen
☐ 2657 **Unternehmen Barbarossa,** Ganzleinen
☐ 2467 **Wunder der körperlichen Liebe,** Ganzleinen

Unter dem Vorbehalt des Rückgaberechts innerhalb 8 Tagen (bereits bezahlte Beträge erhalte ich voll zurück) begleiche ich wie folgt:
○ **den Barpreis durch Nachnahme** (schnellste Versandart)
○ nach Erhalt ○ innerhalb 4 Wochen
○ den Ratenpreis in Monatsraten von DM .... ab 1. ....
(Gewünschtes bitte ankreuzen)
Eigentumsrecht vorbehalten! Erfüllungsort Stuttgart.

Herr/Frau/Frl.: ....
(Vor- und Zuname)
Beruf: .... Volljährig? Ja/Nein
Ort: ....
(neue Postleitzahl)
Straße: .... Schon Fackelkunde? Ja/Nein
Datum: .... Unterschrift: ....

exclusiv





Zum letzten Mal fotografiert:

Der Präsident

Diese Bilder sind die letzten, die vom Präsidenten John Fitzgerald Kennedy und seinem dreijährigen Sohn John Fitzgerald Kennedy im Weißen Haus aufgenommen wurden — für Amerikas Illustrierte LOOK und für Deutschlands Illustrierte QUICK. In den Vereinigten Staaten erschien dieser Bericht über einen Vater, der seinen Sohn liebt, drei Tage vor Kennedys Ermordung.

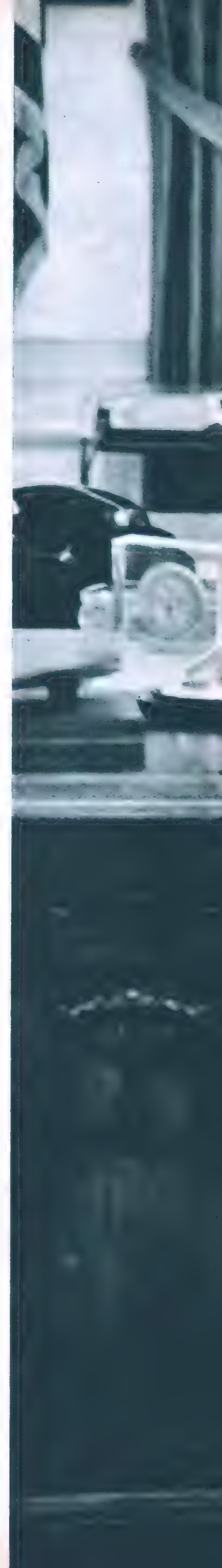


und sein Sohn

In Deutschland brachte QUICK diese Bilder drei Tage nach dem Tod des Präsidenten: in einem Sonderheft, das in wenigen Stunden vergriffen war. Vergriffen für Millionen Leser. Doch dieses Dokument über die glücklichen Stunden des Vaters John Fitzgerald Kennedy und seines Sohnes darf für sie nicht unwiederbringlich sein. QUICK zeigt den Bericht auch in diesem Heft.

Die Stunde des Sohnes

Weißes Haus. Arbeitszimmer des Präsidenten. 19.15 Uhr. Das war immer die Stunde von Vater und Sohn. Immer, wenn John Kennedy senior um diese Zeit hinter seinem Schreibtisch saß, wurde John Kennedy junior vorgelassen. Er hatte einen eigenen, geheimen Eingang: die kleine Tür zu Füßen seines Vaters. Die Freude an dieser Audienz war ungeteilt. Der Präsident gewann über Aktenbergen sein fröhlichstes Gesicht. Der Sohn, schon im Schlafanzug, liebte die Gute-Nacht-Szene wie keine andere Begegnung mit seinem Vater.















John-Johns letzte Entdeckungsreise

John-John — so nannte der Präsident vom ersten Tag an seinen Sohn. So gab es keine Verwechslung im Weißen Haus zwischen dem großen Mann und dem kleinen Mann. Mit drei Jahren begann der Junior, seinen Vater zu kopieren: wenn er sich wie der Präsident die Haare aus der Stirn strich; wenn er „Akten" unterzeichnete wie sein Vater vor ihm am Schreibtisch; wenn er sich mit Wohlbehagen in den berühmten Schaukelstuhl setzte. Natürlich erlaubte Daddy schließlich auch, daß sich der Sohn gründlich im Westflügel des Weißen Hauses umsah. Und dabei staunend den Kabinettssaal entdeckte (rechts) — mit dem großflächigen Tisch, mit den Ledersesseln für die Minister und mit dem Stuhl an der Stirnseite: auf den nun Präsident Kennedy nie mehr zurückkehren wird. Deshalb war dies John-Johns letzte Entdeckungsreise im Weißen Haus.





Zeit zum Schlafengehen

Die dämmerigen Gänge des Weißen Hauses sind leer. Nur ein Vater gibt seinem kleinen Sohn das Geleit. Man weiß nicht, wer mehr auf den anderen stolz ist. Für John Fitzgerald junior geht ein aufregender Tag zu Ende. Für John Fitzgerald senior war die Stunde mit dem Sohn nur ein Zwischenspiel im langen Arbeitstag des Präsidenten. Aber vielleicht die Stunde, in der er am glücklichsten war . . .



So starb der Mörder



Ein einziger Schritt nur noch...

Die letzte Wahrheit über den Mord an John Fitzgerald Kennedy starb mit Lee Oswald. Zwei dramatische Bilder werden für alle Zeit an ihn, den Mörder des Jahrhunderts, erinnern: Zynisches Lächeln auf den Lippen, das Blitzlichtfeuer der Fotografen um sich, begleitet von zwei Polizisten, die ihn aus dem Polizei-Hauptquartier von Dallas in das Bezirksgefängnis zu bringen haben. Und dann der Mörder des Mörders: Jack Ruben-

des John F. Kennedy



stein, klein, bullig, aus dem Gewühl hervorstürzend, einen Revolver in der Rechten. Ein einziger Schuß. Der Aufschrei des getroffenen Oswald, ehe noch jemand begreift, was geschehen ist. Das Entsetzen braucht mehr Zeit als die Kugel — die siebente in Dallas. Zwei töteten Kennedy, die dritte traf Gouverneur Connally; mit drei Schüssen streckte Oswald den Polizisten Tippit nieder. Die siebente Kugel traf ihn selbst.

... und die Wahrheit ist tot



Wieder geht es um Sekunden. Kennedys Mörder ist lebensgefährlich verletzt. Geheimpolizisten schaffen ihn ins Parkland-Hospital, in denselben Operationsraum, in dem sein Opfer John Kennedy starb. Und dieselben Ärzte, die 30 Minuten lang vergeblich um das Leben des Präsidenten kämpften, versuchen nun, den Attentäter zu retten. Sie wissen, wenn Lee Oswald stirbt, werden die letzten Hintergründe und Motive seiner Tat immer ein Rätsel bleiben. Aber die Ärzte verlieren ein zweites Mal . . .

Der Mann,
der Kennedy erschoß:

Ein stiller Mensch mit Hass im Herzen

Die Schüsse an der Straßenkreuzung Elm- und Houston-Street in Dallas waren kaum verhallt, als der Polizeiapparat auf volle Touren schaltete.

Wer war der Mörder?

Beamte schwärmten aus, fanden erste Indizien: ein offenes Fenster im fünften Stock eines Lagerhauses, drei leere Patronenhülsen unter dem Fenstersims, einen Karabiner, Kaliber 7,65 Millimeter, ohne Fabrikmarke, mit Zielfernrohr.

Über Sprechfunk wußten in Sekundenschnelle alle Streifenwagen, was geschehen war, was gefunden wurde.

Zeugen machten erste Angaben. Ein mittelgroßer Mann, jung, braunes Haar, schlank, fast hager, Sporthemd, graue Hose. Die Aussagen deckten sich: einige hatten ihn an jenem ➡

„Das kann doch nur Velveta sein!"

Stimmt! Sie erkennen ihn sofort an seinem berühmten Geschmack. Schon beim ersten Bissen: Unverkennbar gut – eben Velveta!

Es gibt viele Käsespezialitäten – aber nur einen Velveta. Den gibt es nur einmal ...





Ecke mit 33% Fett i. T.: 37 Pf · Ecke mit 45% Fett i. T.: 42 Pf · Die preisgünstige Familienpackung: 1,20 DM

3-V 104

Italienischer Karabiner — wenig gebraucht — geprüft — einsatzbereit — nur 12 Dollar 78 Cent. Nach dieser Anzeige eines Warenhauses beschaffte sich Lee H. Oswald die Waffe, mit der er nach Ansicht der Polizei John F. Kennedy tötete.

8-shot
C20-1636. "Snipers" Model above. U.S. Rifle Cal. 30 M1-D. Mounted with Gov't issue M84 2½X crosshair scope, mount and cheekpiece $134.95

6.5 ITALIAN CARBINE

Late military issue. Only 40" overall. Weighs 7 lbs. Shows only slight use, test-fired and head spaced, ready for shooting. Turned-down bolt, 6-shot, clip fed, rear sight, thumb safety. C20-1196 .... $12.78

C20-750. Carbine with brand new 4X scope—¾" dia. (illustrated) $19.95

E20-751. 6.5mm Italian military ammo, 108 rds. (6-shot clip free) $7.50

Ein stiller Mensch mit Hass im Herzen

Fenster gesehen, andere, als er aus dem Haus jagte.

Wer war es?

Die Sicherheitsbeamten suchten mit verbissener Entschlossenheit: gut 90 Leute arbeiteten in dem Eckhaus, aus dem die Schüsse kamen. Im fünften Stock konnten nur zwei Männer gewesen sein, als die Schüsse fielen. Einer davon war Lee Harvey Oswald. Die Zeugenbeschreibung paßt auf ihn wie die Faust aufs Auge. Eine Minute später wußten alle Streifenbeamten von Dallas, wen sie zu suchen hatten.

Wachtmeister Tippit suchte mit. Er fand den Mann. Der 39jährige Beamte hatte zwölf Jahre Dienst hinter sich, war zweimal zum besten Polizisten von Dallas gewählt worden, er verstand sein Handwerk. Auf der Straße, drei Kilometer vom Mordplatz entfernt, sah er den Mann, stoppte seinen Wagen, stieg aus und ging auf Lee Harvey Oswald zu. Im nächsten Augenblick war Tippit tot. Durchsiebt von zwei Kugeln des Attentäters.

Der Mann mit dem Sporthemd verschwand. Eine Passantin sprang zum Wagen, griff sich den verwaisten Telefonhörer der Sprechanlage und verständigte das Hauptquartier.
Eine Einsatzgruppe wurde sofort losgeschickt. Unterwegs bekam sie neue Instruktionen. Eine zweite Frau hatte angerufen. Sie saß an der Kasse des „Texas"-Kinos, verkaufte Eintrittskarten. „Hier ist Julie Postal. Eben kam ein Mann im Sporthemd ins Kino. Er war verstört. Rannte wie besessen. Er sitzt jetzt hier. Texas-Theater. Schicken sie jemand. Vielleicht ist er's."

Er war es.

Wachtmeister McDonald von der Stadtpolizei Dallas ließ die Handschellen um die Gelenke des 24jährigen Mörders schnappen. Nach einem wilden Kampf, der nur deshalb ohne Blutvergießen endete, weil der Revolver des Mörders Ladehemmung hatte. Seit dem Peitschen der Schüsse, die dem Leben des amerikanischen Präsidenten ein Ende setzten, waren nun genau 104 Minuten vergangen.

War Oswald wirklich der Mörder des Präsidenten? Aus dem Kriminallabor kamen die Spezialisten ins Hauptquartier. Die übliche Routinearbeit. Fingerabdrücke, Fotos.
Staatsanwalt Henry Wade bombardierte inzwischen den Verhafteten mit Fragen. Die Antwort: „Ich hab' mit allem nichts zu tun."

Das Übliche also.

Die Leute vom Labor schlugen den Paraffintest vor. Der Staatsanwalt war einverstanden. Lee Harvey Oswalds Hände bekamen Handschuhe aus heißem Paraffin, die jede Spur von Schmutz, Staub und Pulverresten aufsogen wie ein trockener Schwamm frisches Wasser. Lee Harvey Oswalds Gesicht bekam eine Maske aus heißem Paraffin, das den feinsten Rest von Pulverdampf aus seinen Poren sog. Daß Pulverstaub an seinen Händen sein würde, das war klar. Er hatte Tippit zusammengeschossen. Aber Pulverstaub im Gesicht wäre ein Beweis, gegen den niemand ankönnte. Das hieße, er hat auch mit dem Karabiner geschossen, nicht nur mit dem Revolver.

Die chemischen und physikalischen Untersuchungen des Polizeilabors von Dallas dauerten Zeit und Zeit und Zeit. Man wollte ganz sicher gehen, man wollte keine Zweifel mehr haben.

Als das Labor „Kein Zweifel" meldete, war Lee Harvey Oswald schon tot. Gestorben im gleichen Krankenhaus wie sein Opfer John Fitzgerald Kennedy. Im gleichen Krankenhaus, in dem 34 Tage zuvor Oswalds zweite Tochter Rachel zur Welt gekommen ist, im Parkland-Hospital von Dallas in Texas.

Die Polizei von Dallas, der zweitgrößten Stadt von Texas, hatte bei der Jagd nach dem Mörder getan, was sie tun konnte. Aber wußte sie wirklich, wer dieser Lee Harvey Oswald eigentlich war? Wird jemals jemand wissen, was für ein Mann das war, der den rechten Zeigefinger am Abzug des Karabiners hielt, durch den die glänzendste politische Laufbahn unserer Zeit mit dem größten Staatsbegräbnis unserer Zeit endete?

Man hatte den Mörder. Als Toten. Aber man hatte kaum mehr als eine Ahnung von dem, was ihn trieb. Warum stand er oben am Fenster der Lager-Etage der Texas School Book Company? Warum schoß er aus dem Gewehr, daß er sich für 12 Dollar und 78 Cents von einem Versandhaus bestellt hatte? Fragen, die sich die Polizei von Dallas im amerikanischen Bundesstaat Texas nicht mehr stellte.

Trotzdem müssen sie gestellt werden. Hier gab ein völlig unbekannter Mann, von dessen Existenz bis zum 22. November 1963 nur eine Handvoll Leute wußten, der Weltgeschichte einen ganz und gar anderen Verlauf — und was wir von diesem Mann wissen, ist wenig mehr als der Name. Lee Harvey Oswald. Schon beim Vornamen fängt es an. Lee. Das war der erste und einzige Präsident der Südstaaten von Amerika. Der Führer des Südens im Bürgerkrieg gegen den Norden unter Präsident Abra-

ham Lincoln. Lee, das ist im amerikanischen Süden ein beliebter Vorname für Jungen und Mädchen, ein Protest auch heute noch gegen die Aufhebung der Rassenschranken.

Und Mörder Lee Oswald wurde im Süden geboren — da, wo er am südlichsten ist. Es war der 18. Oktober 1939. Die Szene war ein Arbeiterviertel von New Orleans im Bundesstaat Louisiana. Die Personen der Handlung: Die Witwe Oswald, deren Mann, ein Versicherungsvertreter, drei Monate zuvor an Auszehrung gestorben war, ein knapp zweijähriger Junge und das Neugeborene. Aus Protest gegen die Welt bekam das Neugeborene den Vornamen Lee. Mit dem jammervollen Elend, mit dem „Übel seiner Geburt" wurde Lee Harvey Oswald niemals fertig.

Nicht er war schuld, er nicht! Die Welt. Die Umwelt der Erfolgreichen, der Unterdrücker, der Aussauger. Die war es. Seine Lebensgeschichte aus seinem eigenen Mund hört sich an wie eine schlechte Parodie auf einen Roman von Dostojewskij. „Mutter schuftete von früh bis spät. Ich kenne sie gar nicht anders. Knechtschaft, Arbeit, Rackern, ohne Unterbrechung. Und trotzdem war nie genug da fürs Nötigste." So Lee Harvey Oswald.

Trotzdem: „Meine Kindheit war glücklich. Die Entbehrungen zähle ich nicht. Ich war zufrieden. In der Schule spielte ich Baseball und Fußball. Ich hatte auch ein paar Freunde. Aber davon ist nichts übriggeblieben."

Das sagte der Mörder selber — als er den Journalisten ein Interview gewährte. Es war in Moskau 1959, als er auf seine amerikanische Staatsbürgerschaft verzichten wollte. Oswald war in die Sowjetunion gegangen. Er wollte Sowjetbürger werden. Er wollte ein neues Leben beginnen.

Und er sagte weiter:
„Jawohl, meine Herren, ich bin Marxist!"

Warum?

Die Vereinigten Staaten haben mehr Glühbirnen und mehr Durchlauferhitzer als die Sowjetunion — aber ich glaube nicht, daß in zwanzig, dreißig Jahren die Dinge noch genauso aussehen werden. Ich möchte mich hier in diesem Lande als Fachmann für Elektronentechnik niederlassen und für alle Menschen arbeiten, nicht nur für einen einzigen Kapitalisten, der nur auf seinen eigenen Gewinn bedacht ist. Der Kapitalismus ist vorbei. Die Arbeitslosigkeit wächst. Der wirtschaftliche Niedergang ist nicht mehr aufzuhalten. Der Kapitalismus wird verschwinden.
Ich habe den Luxus der Leute von der New Yorker Park Avenue gesehen, ich habe mit eigenen Augen das Elend der Arbeiter von der Lower East Side von New York gesehen. Ich weiß, wovon ich rede.

Fortsetzung auf Seite 88



Den Namen der Firma kennen Millionen Hausfrauen: das Versandhaus „Quelle“. Den Namen des Chefs kennen nur die Eingeweihten: Dr. Gustav Schickedanz. Der Sohn eines Werkmeisters fing vor 40 Jahren mit zwei Lehrmädchen an. Heute liefert er von der Stecknadel bis zum Fertighaus nahezu alles, was eine Familie braucht. Neben dem Versandhaus besitzt oder kontrolliert er 22 weitere Firmen mit insgesamt 20 000 Arbeitnehmern und einem Jahresumsatz von über 1,5 Milliarden DM. QUICK fragte Dr. Schickedanz nach seinem Erfolgsrezept. Die Antwort: „Mit Bruchteilen von Pfennigen kalkulieren.“



Die Großen der deutschen Wirtschaft (4): Dr. Gustav Schickedanz

Der Pfennig ist die Seele der Milliarde.



Genuß im Stil der neuen Zeit:
LORD-EXTRA
aromareich im Geschmack
und nikotinarm im Rauch
Lord Extra
CIGARETTEN
KRISTINUS
Lord
EXTRA
IM RAUCH NIKOTINARM
Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus
FILTER KING SIZE 20 STÜCK DM 1,75

QUICK: Es gibt hierzulande kaum jemand, der nicht die ausgestreckte Hand, das Wahrzeichen des Versandhauses „Quelle", kennt. Aber der Kopf, der zu dieser Hand gehört, ist den meisten unbekannt. Dieser Kopf sind Sie, Herr Dr. Schickedanz. Sie sind heute 68 Jahre alt, Ihr Haar ist fast weiß, und selbst der randlosen Brille vor Ihren lebhaften, kritisch-prüfenden Augen gelingt es nicht, Ihrem Gesicht einen anderen Ausdruck als den eines friedfertigen, gütigen Menschen zu geben. Sie gleichen eigentlich mehr einem Archäologie-Professor als einem harten Geschäftsmann. Dem Typ des „Erfolgsmenschen" werden Sie zumindest äußerlich nicht gerecht. Dabei haben Sie ja wirklich den Erfolg gepachtet. Sie sind alleiniger Inhaber des größten Versandhauses auf dem europäischen Kontinent. Sie setzen in Ihrem Versandgeschäft in Nürnberg-Fürth, in 75 „Quelle"-Filialen und in sieben großen Kaufhäusern des Bundesgebietes jährlich 1,2 Milliarden Mark um. Dazu kommen noch 300 Millionen Mark Umsatz der Vereinigten Papierwerke Schickedanz & Co., mit Fabriken in Heroldsberg, Forchheim, Stadtsteinach, Neuß — um nur die größten zu nennen. Außerdem gehören Ihnen bzw. sind Sie maßgeblich beteiligt an drei Brauereien. Und die mehr als 20 000 Arbeiter und Angestellten, die für Sie tätig sind, tun alles, um diesen Umsatz noch zu steigern. Damit ist Ihr Reich halb so groß wie Bayer Leverkusen, genauso groß wie die Ford-Werke in Köln oder doppelt so groß wie die subventionierte Hüttenwerk Salzgitter AG. Sie sind „Umsatz-Milliardär", Herr Schickedanz — wie macht man das?

Dr. Schickedanz: Dafür gibt es kein Rezept. Aber es ist schließlich eine alte Lebenserfahrung, daß nur derjenige mehr erreicht als der Durchschnitt, der sich andauernd bemüht, von sich selbst das Letzte an Leistung zu verlangen. An die Höhe meines Umsatzes werde ich eigentlich immer erst erinnert, wenn die Jahresbilanz fertig ist. Jedenfalls fühle ich mich heute nicht viel anders als 1923, als ich mit zwei Lehrmädchen einen Kurzwarengroßhandel gründete.

QUICK: Wie kamen Sie nun auf das Versandgeschäft?

Dr. Schickedanz: Mein Großhandel war eigentlich sehr klein. Um das Geschäft zu erweitern, ging ich über Land und besuchte die Provinzläden, um ihnen Waren zu verkaufen. Das war recht mühsam.

QUICK: Auf diese Art sind Sie also nicht zum Milliardenumsatz gekommen.

Dr. Schickedanz: Nein, natürlich nicht. Wenn ich nach Hause in mein Lager kam, traf ich oft Kunden, die uns nicht gern ihre Adressen verrieten. Es waren Privatleute, die beim Großhandel billiger einkaufen wollten.

QUICK: Also ein Grauer Markt . . .

Dr. Schickedanz: Genau. Und ich überlegte mir, daß es doch eigentlich ein Geschäft sein müsse, wenn jedermann zu meinen Großhandelspreisen einkaufen könnte, nicht anonym und nicht verschämt. Das war 1927, und damals begannen wir mit dem Versandhandel.

QUICK: Ihr heutiger Erfolg hat Ihnen mehr als recht gegeben. Als Sie vor 68 Jahren geboren wurden, hatten Ihnen Ihre Eltern ja außer den Windeln nichts weiter in die Wiege legen können.

Dr. Schickedanz: Das stimmt nur halb. Sicher, ich war nicht auf Rosen gebettet. Aber meine Eltern, vor allem meine Mutter, gaben mir etwas mit, das eine unerläßliche Voraussetzung für Erfolg ist und im Leben vorwärtszukommen: Sparsamkeit!



Mit seiner engsten Mitarbeiterin hat Firmenchef Schickedanz einen Vertrag auf Lebenszeit: Es ist seine Frau Gretel. Sie leitet die Werbung und stellt die Kataloge des Versandhauses zusammen. „Als wir anfingen, schrieb meine Frau noch selber die Matrizen", erzählt Gustav Schickedanz. „Übrigens kaufe ich kein Stück, das ich vorher nicht mit ihr besprochen habe."

Der Pfennig ist die Seele der Milliarde

Ein Bericht von Adolf Theobald (Interview) und Benno Wundshammer (Bild)

QUICK: Dann erübrigt sich wohl die Frage, was Sie als Lehrling mit Ihrem ersten selbstverdienten Geld gemacht haben?

Dr. Schickedanz: Allerdings. Meine Schwester, ich und auch mein Vater mußten alles zu Hause abgeben. Außer einem bescheidenen Taschengeld blieb für uns selbst nichts übrig. Ich erinnere mich noch gut, daß meine Mutter mich immer auf den Markt schickte mit dem Auftrag, angeknickte Eier zu kaufen, weil die billiger sind.

QUICK: Wie haben Sie diese Veranlagung zur Sparsamkeit nun auf Ihr Milliardengeschäft übertragen?

Dr. Schickedanz: Indem ich mit Bruchteilen von Pfennigen kalkuliere. Und indem ich meine Ware sofort bar bezahle. Wenn ich bar bezahle, bekomme ich von meinem Lieferanten Preisnachlässe. Da steckt schon ein gut Teil des Erfolges drin.

QUICK: Man sagt dazu: „Kleinvieh macht auch Mist."

Dr. Schickedanz: Sofern Sie unter Mist dasselbe verstehen wie ich, nämlich Düngemittel, gebe ich Ihnen recht. In unserem Geschäft machen wir immer wieder die Erfahrung, daß unsere Kunden, im Gegensatz zu der herrschenden Meinung, sehr genau auf den Pfennig achten. Wir hatten z. B. mal einen Druckfehler im Katalog und boten Bettbezüge für 11,50 DM statt für 14,90 DM an. Diese Bettbezüge gingen reißend ab. So ungünstig das für uns war, denn wir müssen auch einen falschen Preis ein halbes Jahr lang bis zum nächsten Katalog halten, so sehr freute ich mich darüber, daß unsere Kunden den Katalog so genau studieren.

QUICK: Wer ist eigentlich auf den Namen „Quelle" für Ihr Geschäft gekommen?

Dr. Schickedanz: Ich unterhielt mich damals mit Leuten, die etwas von Werbung verstehen, über meine Versandpläne. Man warnte mich, daß ich damit meinen Großhandel kaputt machen könnte. Ich erklärte, daß ich überzeugt sei, die Leute wollten an der Quelle kaufen und forderte die Werbe-Experten auf, einmal einen Namen für ein derartiges Geschäft zu überlegen. Sie kamen dann und sagten mir, einen besseren Namen als eben „Quelle" wüßten sie auch nicht.

QUICK: Mittlerweile suchen Sie ja nach einem neuen Namen, der Ihr Großversandhaus und all das, was Sie sonst noch machen, unter einen Hut bringt. Neben dem Versandgeschäft gehören Ihnen verschiedene Produktionsbetriebe wie Papierfabriken, und in zunehmendem Maße steigen Sie in Form von Warenhäusern ja auch in den Einzelhandel ein.

Dr. Schickedanz: Der Umsatz in meinen Kaufhäusern und Agenturen macht bereits einen beachtlichen Teil meines Gesamtumsatzes aus. Ich habe demjenigen 5000 DM versprochen, der mir einen passenden Namen findet.

QUICK: Wie hat sich nun damals Ihr Versandgeschäft angelassen?

Dr. Schickedanz: Der Versandhandel hatte ja zu jener Zeit noch keine große Bedeutung. Ich ging also erst einmal nach Schlesien und Ostpreußen, um meine Idee auszuprobieren. Ein Katalog wurde hektographiert und von uns selbst zusammengeheftet.

QUICK: Alles mit Ihren paar Mann, die Sie damals beschäftigten? ➜



Was können Sie tun, damit Ihr Lieblingspullover beim Waschen wollig bleibt?

Wenn empfindliche Wollsachen zu lange im Waschwasser bleiben, können sie hart und brüchig werden. Faustregel: je kürzer die Waschzeit, umso besser für die Wolle.

Deshalb brauchen Sie für Wolle ein Spezialwaschmittel: ein Waschmittel, das Wolle schnell aber behutsam reinigt.

Perwoll.

Bereiten Sie ein kaltes oder handwarmes Waschbad mit Perwoll. Und legen Sie Ihren Lieblingspullover hinein.

Verlassen Sie sich auf Perwoll.

Perwoll löst sofort den Schmutz von der zarten Wollfaser. Durch leichtes Drücken spülen Sie ihn fort. Nichts greift die weiche Wolle an. Und im Nu ist Ihr Pullover sauber.

Perwoll ist nach jahrelanger Forschung in den Henkel-Laboratorien entwickelt worden — als Spezialwaschmittel für Wolle: für zarte Wolle, für Ihren Lieblingspullover.

Waschen Sie ihn ... pflegen Sie ihn in Perwoll.

Für Wolle Perwoll

Henkel



Der Pfennig ist die Seele der Milliarde

Das vollmechanisierte Versandhaus in Fürth ist der Stolz des Firmenchefs: Von hier aus geht die Ware direkt an die Kunden. „Mit Fünfzig wollte ich eigentlich aufhören zu arbeiten", sagt Schickedanz. „Jetzt bin ich 68 und weit von diesem Wunsch entfernt." Entspannung findet er bei seiner Kunstsammlung. Das altfränkische Altarbild (unten) holte er aus Südamerika nach Deutschland zurück.

Dr. Schickedanz: Ja. Meine Frau schrieb die Matrizen selbst.

QUICK: Und wie sind Sie an die Adressen gekommen, um Ihren Katalog zu verschicken?

Dr. Schickedanz: Ich inserierte damals in kleinen Zeitungen: „Ich verschenke 20 000 Stück Feinseife und 10 000 Hosenträger. Bitte schreiben Sie mir, was Sie als Zugabe geschenkt haben wollen." Wenn jemand schrieb, bekam er die Liste und sollte bestellen. Aber das war nicht sehr erfolgreich. Dann bot ich südamerikanische Kammgarnwolle an. Wer Muster haben wollte, konnte sie anfordern. Das hat gezogen. Klar: Die Kunden wollten sehen, was sie kaufen können. Und preisgünstig mußte es sein. Einmal habe ich auch mit einer Zeichnung geworben, auf der ein frierendes Kind zu sehen war. Das Inserat wurde damals von einer Zeitschrift abgelehnt, weil das Kleidchen zu kurz sei. Daraufhin habe ich eigenhändig in der Zeichnung das Kleidchen verlängert.

QUICK: Wenn Sie als Junge zum Nürnberger Volksfestplatz gingen, haben Sie wohl nicht gedacht, daß auf diesem Platze einmal Ihre Firma stehen würde?

Dr. Schickedanz: Natürlich nicht. Aber von Anfang an glaubte ich an die „Quelle". Meine Größenvorstellung über den Erfolg gipfelte lediglich in dem Wunsch, einmal zu erleben, daß die Post zu mir kommt, um meine Pakete selbst abzuholen.

QUICK: Na, und jetzt haben Sie ein eigenes Postamt im Hause.

Dr. Schickedanz: Ich führe den Erfolg allerdings nicht nur darauf zurück, daß ich immer an ihn geglaubt habe. Man muß auch ein Gespür dafür haben, was die Kunden brauchen. Man muß es vorher fühlen — und das kann ich, denn ich stamme aus dem gleichen Milieu wie meine Kunden. Das gilt auch für meine Frau. Ich kaufe kein Stück, das nicht vorher mit ihr besprochen wurde.

QUICK: Wann fangen Sie morgens zu arbeiten an?

Dr. Schickedanz: Das ist ganz einfach. Der Schulbeginn meiner Tochter Madeleine bestimmt die Zeit. Um 7.45 Uhr bringen wir sie zur Schule, die gleich neben unserem Betrieb liegt. Kurz vor acht sind



Kompliment für VESTAN! Großes Spalier der Bewunderung für die anziehendste Idee des Jahres. Hier eröffnen sich Ihnen faszinierende Aussichten ... VESTAN! Ein neues Gewebe erwartet Sie, ein neuer ungewöhnlicher Stoff, mit ungewöhnlichen Eigenschaften. Was Sie auch tragen aus VESTAN – Sie fühlen sich angezogen von VESTAN.

- *Schon am Griff spüren Sie:* VESTAN *ist etwas ganz Neues. Wollig, sympathisch und anschmiegsam.*
- *Und beim Tragen überrascht:* VESTAN *ist leicht, temperaturausgleichend, knitterarm, strapazierfähig, einfach zu pflegen. Plisseeund Bügelfalten sind waschfest.*
- *Kostüme, Mäntel, Kleider, Röcke aus* VESTAN *finden Sie in guten Fachgeschäften. Bezugsquellennachweis:* VESTAN*-Dienst, 4370 Marl*

vestan ®
Kammgarn mit 45% Schurwolle

® Eingetr. Warenzeichen der Faserwerke Hüls GmbH 4370 Marl Kreis Recklinghausen

ID 3

Der Pfennig ist die Seele der Milliarde



Gustav und Gretel Schickedanz vor ihrem Haus in Fürth

meine Frau und ich im Büro. Unsere Zimmer liegen Tür an Tür. Ich schaue mir zunächst die Zahlen des Vortages an, und zwar in der Hauptsache Kontrollzahlen des Finanzverkehrs, der Kundenbestellungen und der Warenbewegungen. Ideal wäre, wenn Bestellrhythmus und Lagerbewegung immer gleichlaufen würden. Wenn beides nicht übereinstimmt — und das ist die Regel — muß sofort eine Entscheidung getroffen werden.

QUICK: Ihre Arbeit hier unterscheidet sich also nicht wesentlich von der Tätigkeit, die Sie in den dreißiger Jahren ausübten?

Dr. Schickedanz: Das stimmt. Nur die Zahlen sind größer geworden.

QUICK: Und wie lange halten Sie es im Büro aus?

Dr. Schickedanz: Meine Frau und ich sind oft die letzten, die das Haus verlassen. Die Sekretärin hat meistens noch fünf Unterschriftsmappen ins Auto gelegt, und so geht es dann abends, nach acht, zu Hause weiter.

QUICK: Wieviel Briefe schreiben Sie täglich?

Dr. Schickedanz: Na, es ist eine dreistellige Zahl. Natürlich diktiere ich nicht alle allein. Die meisten werden auf Grund meiner Anweisung geschrieben.

QUICK: Und was tun Sie, wenn Sie nichts tun?

Dr. Schickedanz: Wir wandern sehr gern. Im Winter fahre ich meist während der Schulferien mit der Familie in die Schweiz zum Skilaufen. Außerdem interessiere ich mich sehr für Malerei und Graphik. Bei der Malerei allerdings nur bis zu den Impressionisten. Was jünger ist — na, ich bemühe mich da schon, aber weitaus lieber sind mir doch die alten Meister.

QUICK: Ihre Bücher- und Gemäldesammlung ist in Fachkreisen bekannt . . .

Dr. Schickedanz: Mag sein. Aber ich sammle nicht, weil ich das als eine Kapitalanlage betrachte, sondern aus Freude an guter Malerei. Fast jedes meiner Bilder hat für mich eine Geschichte. Deshalb haben mich noch so gute Angebote niemals verleiten können, mich wieder von einem Bild zu trennen.

QUICK: Dürfen wir aus der Welt der Kunst wieder in die Wirklichkeit zurückkommen: Welche Autos fahren Sie?



„Ich erinnere mich noch gut, daß meine Mutter . . .



. . . mich immer auf den Markt schickte, mit dem Auftrag . . .



. . . angeknickte Eier zu kaufen, weil die billiger waren."

Dr. Schickedanz: Eine Mercedes-Limousine 300 und einen BMW Sport.

QUICK: Fahren Sie manchmal auch selbst?

Dr. Schickedanz: Nicht nur manchmal — trotz Fahrer.

QUICK: Was sind Ihre Pläne für die Zukunft?

Dr. Schickedanz: Sehen Sie, wir sind ja nicht nur Wiederverkäufer, sondern wir müssen die Produkte für unsere Kunden auch selbst mitentwickeln. Unsere Melodie geht mit rein in die Produktion. Und da sind wir zur Zeit dabei, für 1965 einen neuen Kühlschrank zu entwickeln. Das Farbfernsehen beschäftigt uns bereits sehr, und nicht zuletzt bringt natürlich der Gemeinsame Markt viele neue Möglichkeiten, die wir prüfen müssen.

QUICK: Haben Sie irgendein Lieblingsprodukt in Ihrem drei Pfund schweren Katalog?

Dr. Schickedanz: Zur Zeit das Fertighaus. Aber da geht es uns heute so, wie es mir zu Anfang des Versandhandels oft ging. Damals gab es einen Sturm der Entrüstung. Heute kommt zwar kein Sturm, aber die Kreisbaumeister setzen uns manchmal starken Widerstand entgegen. Wir haben das Haus so günstig kalkuliert wie nur möglich und deswegen auch mit Flachdach versehen. Aber das findet nicht überall den Geschmack der Kreisbaumeister. Trotzdem: In zehn Jahren wird das Fertighaus viel mehr bedeuten als heute Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.

QUICK: Was halten Sie für Ihren größten Fehler?

Dr. Schickedanz: Was ich für falsch halte? Ich stehe jetzt im 69. Lebensjahr. Um die Fünfzig herum wollte ich eigentlich aufhören zu arbeiten. Ich wollte die Welt sehen, Museen besuchen, das Leben genießen, wie man so sagt. Jetzt bin ich 68 und weit von diesem Wunsche entfernt. Das halte ich für falsch.

QUICK: Aber das haben Sie ja schließlich selbst in der Hand . . .

Dr. Schickedanz: Stimmt. Nur — wo immer ich auch sein würde, ich hätte keine ruhige Minute, wenn ich an die Firma denke. Ich komme von der „Quelle" einfach nicht los. Gott sei Dank ist meine Frau sehr reiselustig. Sie war in Japan, in Hongkong, in Süd- und Nordamerika. Sie erschließt immer neue Einkaufsmöglichkeiten und kommt mit vielen neuen Ideen zurück. So hat wenigstens einer von uns beiden die Welt gesehen. Aber mich vom Geschäft zurückziehen — das kann ich einfach nicht.

QUICK: So denkt nicht jeder in diesem Alter . . .

Dr. Schickedanz: Mag sein. Aber ich finde, man sollte auch nicht vergessen, daß es viele Fünfundsechziger gibt, die durchaus noch arbeitswillig sind und trotzdem aufhören müssen. Ich überlege mir ständig, was man tun könnte, um diesen Menschen zu helfen.

QUICK: Sie haben ja schon einiges getan. Sie stiften hohe Beträge, mit denen hier in Fürth z. B. ein Kindergarten und ein Altersheim gebaut wurden.

Dr. Schickedanz: Ich finde, daß die private Wohlfahrt viel intensiver betrieben werden müßte. Ich könnte mir z. B. ein Altersheim denken, das durch hohe Spenden der Verwandten finanziert wird. Mit diesem Geld sollten dann auch arme Alte mitbezahlt werden. Das hätte zwei Vorteile: Durch das Geld könnten die Verwandten ihr Schuldgefühl abgelten, weil sie die alten Herrschaften nicht gerne aufnehmen, und gleichzeitig würde dieses Geld wieder karitativ angelegt.

QUICK: Und jetzt noch etwas anderes. Wieviel haben Sie an dem schwarzen Dienstag verloren, an dem in Deutschland die Kurse purzelten?

Dr. Schickedanz: Keinen Pfennig. Ich betätige mich nicht an der Börse. Außer den Aktien, die mir durch meine Betriebe gehören, habe ich kein Portefeuille, wie man so schön sagt. Ich bin auch ganz gegen Spekulation. Ich möchte mein Geld nicht durch Zufälle verdienen, sondern indem ich meinen Betrieb bewußt auf- und ausbaue.

QUICK: Eine letzte Frage: Was würden Sie einem Mann raten, der 10 000 DM zur freien Verfügung hat? Was sollte er damit anfangen?

Dr. Schickedanz: Jedenfalls nicht damit spekulieren. Mein Tip: Ein Grundstück kaufen und dann, was könnte ich anders raten, auf ein Quelle-Fertighaus sparen! ■

63107

KÖLNISCH WASSER

GOLD

4711

aus der
Kölnisch Wasser Fabrik
"GLOCKENGASSE No 4711"
KÖLN a/Rh.



* Ein neues Sortiment eleganter Geschenk-Kassetten



n und -Karaffen * Originalflaschen in allen Preislagen *



Kochen, um geliebt zu werden:

Leben wie Amor in Frankreich

Was dazu gehört, kocht Klaus Rüstig vor. Die Illustration zeichnete Bele Bachem.

Der Herbst bringt viele schöne Früchte hervor, die galante Damen eigentlich erfrischen müßten. Manche sah ich viel, andere wenig davon essen, doch niemals konnte ich bemerken, daß ein feuriges Temperament durch den Genuß von Früchten abgekühlt wurde. Denn das schlimmste ist: Einige erfrischen zwar, doch die anderen erhitzen im gleichen Maße.

Es sind schmackhafte Speisen, mit denen die galanten Damen ihre Suppen und Salate garnieren. Besonders schätzt man Spargel, Artischocken, Morcheln, Trüffeln, Champignons und Steinpilze. Beliebt sind auch neue Fleischgerichte, die von den Köchen auf Anweisung der Damen sehr lecker und würzig zubereitet werden. Diese Speisen steigern die Lebensfreude ganz außerordentlich und werden manchmal auch von Ärzten verordnet."

Solchermaßen plaudert der Abbé Pierre de Bourdeille (1540—1614) über die kleinen Geheimnisse der „großen Welt" seiner Zeit. Literaten halten sein Buch „Das Leben der Galanten Damen" für ein „bedeutendes Sittengemälde des 16. Jahrhunderts". Moralisten meinen allerdings, das Geschreibsel des Herrn Abbé zeige nur, wie liederlich die Sitten jener Zeit waren.

Finden wir uns damit ab, daß die Ansichten über Moral im Laufe der Jahrhunderte immer wieder starken Wechseln unterworfen waren. Eines aber galt — zumindest in Frankreich — noch nie als unmoralisch: gut zu essen. Und wenn Amor schelmisch seine Finger mit im Spiele hat, sobald es gilt, den Speisen die rechte Würze zu geben — man zwinkert ihm zu und läßt's geschehen. Sind doch auf diese Weise eine ganze Reihe von Köstlichkeiten entstanden, die nun schon seit Jahrhunderten zum Standard-Repertoire der „klassischen" französischen Küche gehören.

Von „neuen Fleischgerichten", die von den galanten Damen erdacht und von ihren Köchen komponiert wurden, berichtete der Herr von Bourdeille. Eine genüßliche Schwelgerei dieser Art ist uns als „Bœuf Bourguignon" überliefert.



Burgunder Fleisch

Kosten: 6,90—7,50 DM

Die Zutaten:

1. Ein Pfund schieres Rindfleisch aus der Rose, grob gewürfelt.
2. Zwei Eßlöffel Mehl.
3. Ein halber Teelöffel Salz.
4. Eine Prise Pfeffer.
5. Ein Eßlöffel Pflanzenfett.
6. Ein Gläschen Weinbrand.
7. Drei Scheiben durchwachsener Speck, in Streifen geschnitten.
8. Eine Zwiebel in dünnen Scheiben.
9. Eine Karotte in dünnen Scheiben.
10. Ein Bund Petersilie, gehackt.
11. Ein Eckchen Lorbeerblatt, fein zerkrümelt.
12. Eine Prise Thymian.
13. Eine Prise Knoblauch-Pulver.
14. Zwei Gläser burgundischer Landrotwein.
15. Eine Dose (etwa 100 Gramm Einwaage) Champignon-Scheiben.
16. Ein Eßlöffel Tomatenmark.

Die Zubereitung:

a) Zutaten 2 bis 4 mischen, 1 darin wälzen.

b) Zutat 5 im Schmortopf erhitzen, 1 darin bräunen, mit 6 ablöschen.

c) In der Pfanne Zutat 7 kroß ausbraten, herausnehmen. Im verbleibenden Fett Zutaten 8 bis 13 kurz andünsten, mit den Speckstreifen zum Fleisch geben. Zutat 14 darübergießen (und eventuell so viel Wasser, daß das Fleisch bedeckt ist), auf kleinem Feuer zugedeckt 2½ Stunden kochen lassen.

d) Zutaten 15 und 16 zugeben, noch eine halbe Stunde ziehen lassen, servieren.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Das ist es, was die tiefe Seelenverwandtschaft zwischen Amors Küchengeheimnissen und der Kochkunst der Franzosen ausmacht: Aus einfachen, nahrhaften Zutaten werden durch den Zauber liebevoller Zubereitung und wohlbedachter Würzung Speisen von erlesenem Wohlgeschmack. Und so kommt es dann, daß ein scheinbar schlichtes Erbsen-Püree nach dem Schloß benannt wird, in dem der Sonnenkönig Ludwig XIV. das Licht der Welt erblickte.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Suppe St. Germain

Kosten: 1,90—2,40 DM

Die Zutaten:

1. Eine Tasse grüne Schälerbsen.
2. Eine Karotte, in Scheiben.
3. Eine Zwiebel, in Scheiben.
4. Ein Liter Wasser.
5. Ein Päckchen Fleischbrüh-Trockenextrakt für einen Liter.
6. 50 Gramm gekochter Schinken, grob gehackt.
7. Eine kleine Dose Kondensmilch.

Die Zubereitung:

a) Zutat 1 in 4 vorweichen, mit 2 und 3 in einen Dampfdrucktopf geben. 20 Minuten kochen.

b) Alles durch ein feines Sieb passieren, mit Zutat 5 würzen, aufkochen lassen, Zutat 6 untermengen. Vor dem Servieren mit Zutat 7 verfeinern.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Noch bis ins späte Mittelalter hinein waren Köche schlichte Handwerker. Dann aber begann, von Frankreich ausgehend, jene Entwicklung, die die „Gilde der weißen Mützen" in den Rang von Künstlern emporhob. Das Kunstwerk eines Koches ist unvergänglich, denn es wird immer wieder neu geschaffen. Und hat ein Meister — wie das unter Künstlern der Brauch ist — ein besonders gelungenes Werk einem seiner Nächsten in Zuneigung gewidmet, dann verrät uns das heute noch der Name des Gerichts.

Eine der liebenswertesten Historien dieser Art ist die Geschichte von Maître Josephe und der Zofe Suzette.

Meister Josephe hatte ein kleines Restaurant in Paris. Seine Spezialität waren hauchzarte Eierkuchen in einer Soße von schier berauschendem Aroma. Eine Schauspielerin der „Comédie Française" schickte ihre Zofe einen über den anderen Tag nach diesen Küchlein-Gedichten — und so lernte Maître Josephe die Suzette kennen.

In zarter Andeutung offenbarte er seine Liebe zu der schönen Kammermaid: Wenn der Meister in den kupfernen Pfannen seine weingeistigen Soßen bereitete, entzündeten sich darin sachte Flammen. Das, so gestand Josephe, sei das Feuer seines Herzens für Suzette.

Das Zöfchen folgte errötend den Spuren und war vom immer neuen Genuß der Meisterwerke Josephes so beglückt, daß sie schon bald Madame Josephe wurde. Ein wenig vom stillen Zauber dieser Liebesgeschichte steckt heute noch in allen echten „Crêpes Suzette".

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Eierkuchen Suzette

Kosten: 4,30—5,00 DM

Die Zutaten:

1. Ein viertel Pfund Weizenmehl.
2. 25 Gramm Puderzucker.
3. Eine Prise Salz.
4. Ein achtel Liter Milch.
5. 30 Gramm geschmolzene Butter.
6. Ein halbes Gläschen Orangen-Likör.
7. Die geriebene Schale von einer viertel Zitrone.
8. Drei Eier, Größe B.
9. 50 Gramm Brat-Butter.
10. 50 Gramm Süßrahm-Butter.
11. 50 Gramm Puderzucker.
12. Die geriebene Schale einer Orange.
13. Die geriebene Schale von drei Vierteln Zitrone.
14. Der Saft von einer Orange.
15. Ein Gläschen Orangen-Likör.
16. Drei Gläschen Weinbrand.

Die Zubereitung:

a) Zutat 8 schaumig schlagen, Zutaten 1 bis 3 mischen und zu den Eiern sieben. Mit Zutat 7 zu Teig verarbeiten, der durch Zugabe der Zutaten 4 bis 6 flüssig gehalten wird. Eine halbe Stunde ruhen lassen.

b) Flöckchen von Zutat 9 in kleiner Pfanne (etwa 15 Zentimeter Durchmesser) heiß werden lassen. Zwei Eßlöffel Eierteig schnell und gleichmäßig in der Pfanne verteilen, fest werden lassen, wenden (die Eierkuchen sollen nur hellblonde Farbe annehmen). Zu einer dünnen Roulade rollen. Warm stellen. Die angegebene Menge ergibt etwa zehn kleine Eierkuchen.

c) Zutat 10 cremig rühren, nach und nach 11 bis 15 zugeben. Das ergibt die Suzette-Butter.

d) Einen Löffel Suzette-Butter in der Pfanne schmelzen, zwei bis drei Eierkuchen-Röllchen darin heiß werden lassen. Einen kräftigen Schuß von Zutat 16 darübersprengen, anzünden, mit züngelnder Flamme servieren.

In der nächsten QUICK:



Erfüllung hoher Ansprüche:

Dugena

Alpina

Schöpfung aus Schweizer Meisterhand

Wertvolle Uhr und kostbarer Schmuck zugleich – DUGENA-ALPINA – Vollendung in Form und Technik, in der ganzen Welt geschätzt! Präzision und Schönheit vereinigen sich zu einer Création von hohem Rang. Ihre neue Uhr? DUGENA-ALPINA — die Uhr der Dame, die das Edle liebt.

1) Oben, groß: DUGENA-ALPINA DM 880,—

In Originalgröße:

2) DUGENA-ALPINA entzückendes Goldmodell mit goldenen Zifferblattzeichen DM 335,—

3) DUGENA-ALPINA mit 18 kt. Goldschale DM 265,—

4) Ein Goldmodell (18 kt.) mit Goldapplikationszeichen, als Glas ein geschliffener Saphir DM 300,—

DUGENA bietet immer das Besondere — in jeder Modellgruppe, in jeder Preisklasse, für Damen und Herren: Glanzlichter einer internationalen Auslese.

DUGENA-Uhren tragen die rote Güteplombe.
Exklusiv in DUGENA-Fachgeschäften.



DUGENA — Darmstadt — Berlin — Genève — Wien

Meine Herren Geschworenen / Von Hans Habe

Eine Sittengeschichte des Verbrechens



Fall 1: Mord in Wien



Wien, 1928: Die Stadt genießt den Sensationsprozeß um den Mord im Lainzer Tiergarten. Der Bauer Gustl ist angeklagt, die Lebedame Katharina Fellner ermordet zu haben. Ist er schuldig? Nach dem Lokaltermin wird der Prozeß vertagt. Unser Autor Hans Habe kann dem Gericht einen Zeugen präsentieren, der dem Angeklagten Bauer zum Verwechseln ähnlich sieht ...

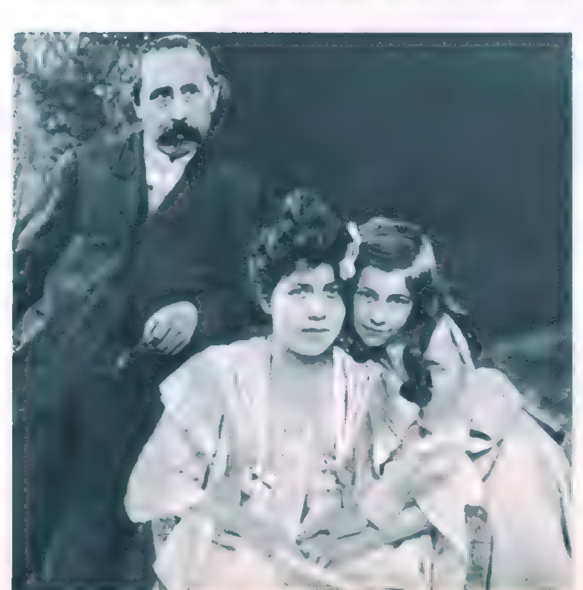




Fall 2: Mord in Paris



Paris, 1899: Das ist die schöne Marguerite, verheiratet mit dem Maler Steinheil (rechts), Mutter einer kleinen Tochter — und die Geliebte eines Mannes, den jeder Franzose kennt. Ein Todesfall in verfänglicher Situation bringt Marguerite Steinheil in Verruf — ein Doppelmord, dem ihr Mann und ihre Mutter zum Opfer fallen, bringt sie in Untersuchungshaft.



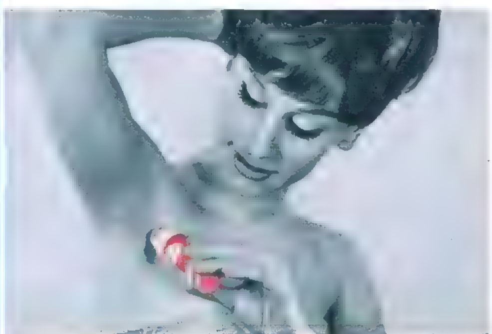
Ein Ehrenmann? Felix Faure ist bis zum 16. Februar 1899 Staatspräsident von Frankreich. Er regiert ein Land, das durch den Dreyfus-Skandal in zwei Lager gespalten ist. Sein ominöser Tod vertieft die Kluft und trägt dazu bei, daß seine Geliebte neun Jahre später noch einmal ins unerbittliche Rampenlicht gezerrt wird.

NEU

Desodorant-Stift
mit überzeugenden Vorteilen

8×4
DESODORIERT
stift

Sie kennen die 8 x 4-Serie: die Seife, den Spray, den Puder, den Roller. Und Sie wissen: das Besondere der 8 x 4-Deo-Kosmetik ist: man kann die Anwendungsart selbst bestimmen. Jetzt wird das 8 x 4-Programm erweitert und ergänzt: durch den 8 x 4-Desodorant-Stift. Dieser Desodorant-Stift ist etwas Besonderes. Seine Desodoranswirkung ist so gut, wie man sie von 8 x 4 erwartet: zuverlässig und anhaltend. Sein Duft ist bezaubernd frisch, er ist wirklich ‚hautfreundlich'. Er enthält keinen Alkohol. Und ist so angenehm in der Anwendung, denn er fettet nicht. Wenn Sie sich einen Deo-Stift wünschen, dann wird Ihnen der 8 x 4-Stift gefallen. Bestimmt.



Mit dem 8 x 4-Stift desodorieren Sie sich morgens schnell und angenehm. Und er paßt bequem in Ihre Handtasche – für die Erfrischung unterwegs und zwischendurch. Mit dem 8 x 4-Stift fällt es Ihnen leicht, zu jeder Stunde sympathisch, liebenswert und sicher zu sein.

Kleiner Stift DM 2,50
Großer Stift DM 3,90

Zu jeder Stunde so bezaubernd frisch

8×4

desodoriert

Sensationen sind die kurzlebigsten Phänomene der Gesellschaft. Der Prozeß um den Mord im Lainzer Tiergarten bei Wien scheint dieser Erfahrung zu widersprechen: Das Verbrechen fand am 17. Juli 1928 statt. Der erste Schwurgerichtsprozeß gegen Gustav Bauer begann am 7. Oktober 1930. Und jetzt, am 11. März 1931, als der Angeklagte zum zweitenmal vor seine Richter tritt — zweieinhalb Jahre also nach der Auffindung der Leiche von Katharina Fellner — ist die Sensation taufrisch wie am ersten Tag. Das Präsidium des Landgerichts II Wien teilt mit, daß sämtliche Eintrittskarten „vergriffen" sind.

Die Stimmung für Bauer hat sich nicht gebessert. Als der Vorsitzende erklärt, er habe anonyme Briefe erhalten, stellt sich heraus, daß auch Staatsanwalt, Verteidiger und Geschworene mit anonymen Briefen überflutet wurden. Das „Volk" von Wien hat sich schon ein Urteil gebildet: Die vox populi hat Gustav Bauer längst zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.

In den letzten Monaten des harten Winters ist die wirtschaftliche Lage immer schlechter geworden. Im Lainzer Mordprozeß aber wird ununterbrochen von Pelzen, Juwelen und teuren Toiletten gesprochen. Der zum Proletarier degradierte österreichische Kleinbürger haßt die „besseren" Kreise. Er haßt Mörder und Opfer, beide.

In den drei Wiener Journalistencafés, im „Café Zentral", „Café Herrenhof" und „Café Rebhuhn", kann man die politische Gesinnung der „Herren Redakteure" an ihrer Stellungnahme zum Prozeß ablesen. Nur in der feudalen „Sacher-Bar", im Restaurant des „Grand-Hotel" und im Keller des Nachtlokals „Femina" hält man Plädoyers *für* den Angeklagten.

Auch der Vorsitzende hat Mühe, seine Vorurteile zu verbergen. Als die Rede wieder auf die Kassiber kommt, die Bauer aus dem Gefängnis geschmuggelt hat, erklärt er:

„Das sind doch Methoden von Gewohnheitsverbrechern. Ein sich unschuldig fühlender Mensch macht so etwas nicht. Muß man nicht den Eindruck gewinnen, daß Sie sich schuldig fühlten?"

„Ich bin überzeugt", erwidert Gustav Bauer, „daß auch jeder andere an meiner Stelle das möglichste und unmöglichste getan hätte, um die Freiheit wiederzuerlangen."

„Ich nicht", gibt der Vorsitzende mißgelaunt zurück.

Ganz Wien fragt sich: Fällt der Kronzeuge um?

Tagelang schleppt sich der Prozeß hin. Die Strafprozeßordnung verlangt, daß man in der zweiten Verhandlung so tut, als hätte die erste gar nicht stattgefunden. Also werden Tausende von Fragen zum zweitenmal gefragt, sämtliche Zeugen wieder vernommen, alle Indizien nochmals geprüft.

Das einzige, wofür sich das Gericht noch ernstlich zu interessieren scheint, sind Widersprüche — aber wie sollten keine Widersprüche entstehen, wenn zwischen zwei Verhandlungen ein halbes Jahr vergangen ist und seit der Tat zweieinhalb Jahre verstrichen sind?

Dann jedoch folgen zwei Verhandlungstage, die auch das Interesse der Geschworenen wieder aufleben lassen — innerhalb von achtundvierzig Stunden wird auch dem blutigsten Laien klar, was dieses Wort bedeutet: Indizienprozeß.

Am 18. März erscheint nochmals der Kronzeuge der Anklage, der Elektromonteur Gustav Richter, der als einziger mit Bestimmtheit behauptet hat, den Angeklagten zur Stunde des Mordes im Lainzer Tiergarten gesehen zu haben.

Ich sitze mit zusammengepreßten Lippen in der Journalistenbank. Noch ist in mir die Erinnerung an den Lokaltermin im Lainzer Tiergarten lebendig. Ist, so frage ich mich, Gustav Richter durch die Gegenüberstellung mit „meinem" Zeugen, der dem Angeklagten so sehr ähnelt, schwankend geworden?

Es wird sofort klar: Nichts hat die Festigkeit des Zeugen Richter erschüttern können. Er schildert, was er an jenem 17. Juli 1928 im Lainzer Tiergarten erlebt hat:

ZEUGE: ... da sah ich einen Mann von der Tiergartenmauer herunterkommen. Er war sehr elegant und hat einen schönen weißen Kragen gehabt, was mir besonders auffiel, weil es schon Dienstag war. *(Große Heiterkeit im Gerichtssaal.)* Als mir eine Fotografie des Angeklagten vorgelegt wurde, habe ich ihn gleich erkannt.

VORSITZENDER: Sie werden einsehen, daß Ihre Aussage größte Bedeutung hat. Sie müssen sich genau überlegen, was Sie jetzt sagen.

ZEUGE: Ich habe keinen Grund, dem Angeklagten feindselig zu sein. Bei der Gegenüberstellung fiel mir auf, daß er einen kleinen Fehler auf dem Nasenbein hat. Das ist mir schon damals aufgefallen.

EIN GESCHWORENER: Sie sagten zuletzt, Sie haben den Mann damals auf dreißig Schritt gesehen. Haben Sie gute Augen?

ZEUGE: Gewiß.

STAATSANWALT: Können Sie unter Eid behaupten, daß Sie in dem Angeklagten den Mann wiedererkennen, den Sie damals gesehen haben?

ZEUGE: Das kann ich beeiden.

Nun ruft der Vorsitzende „meinen" Zeugen auf: Herrn Woiwoda, den Geschäftsführer des „Café Mariahilf". Alles blickt gespannt nach dem Mann, der sich jetzt neben den Angeklagten stellt.

„Entfernen Sie sich mindestens zwanzig Schritte von dem Angeklagten", sagt der Vorsitzende zum Zeugen Richter. Und als dieser es getan hat: „Können Sie immer noch mit Sicherheit behaupten, daß Sie im Lainzer Tiergarten den Angeklagten und nicht den Herrn Zeugen gesehen haben?"

Richters Zögern ist kaum merklich. Er kneift die Augen zusammen, sagt dann aber mit fester Stimme: „Es war Herr Bauer. Ich erkenne ihn an der Nase."

Auch als Woiwoda erklärt, er hätte am Mordtag im Lainzer Tiergarten „sein können", bleibt Richter bei seiner Aussage. Jedermann im Saal hat das Gefühl, daß Bauers Schicksal besiegelt ist.

Um so mehr wundert es mich, Verteidiger Dr. Schönbrunn, mit dem ich am Abend im „Restaurant Schöner" speise, in bester Laune zu finden. Er erzählt mir, daß es ihm gelungen sei, die Einvernahme einer Frau zu erwirken, die sich erst kurz vor dem zweiten Prozeß bei ihm gemeldet hat und deren Aussage entscheidend sein kann. „Morgen werden Sie's erleben."

Die Sensation, mit der niemand mehr rechnete

Die Prokuristengattin Gisela Mende macht einen guten Eindruck. Sie ist eine knochige Frau in mittleren Jahren, ganz in Schwarz — ihr Mann ist vor kurzem gestorben. Die verschämte Schäbigkeit ihrer Kleidung und ihre gewandte Ausdrucksweise verraten, daß sie dem ruinierten österreichischen Bürgertum angehört.

Frau Mende erklärt, daß sie allein der Stimme ihres Gewissens gefolgt sei. Sie habe sich bisher nicht gemeldet — „ich habe eine Scheu vor der Sensation" — denn sie habe den Eindruck gehabt, Bauers Unschuld werde sich ohnedies erweisen.

„Auch meine eigenen Umstände ..." Sie unterbricht sich.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragt der Vorsitzende.

Ich muß daran denken, was mit einem Menschen geschieht, der — sei es nur als Zeuge — in das unerbittliche Licht des Gerichtssaals tritt: Um zu beweisen, daß sie sich im Datum nicht geirrt haben kann, muß die Zeugin Mende ihr ganzes Privatleben aufrollen. Am Nachmittag des 17. Juli sollte sie einem Anwalt einen bestimmten Betrag überbringen. Den Betrag hätte ihr Mann ihr geben müssen, aber die Ehe war zerrüttet, der Mann hatte andere Interessen, es war kein Geld im Hause. So fuhr Frau Mende mit einigen Wertgegenständen in die Pfandleihanstalt „Dorotheum", die sich in unmittelbarer Nähe der Bauerschen Wohnung in der Spiegelgasse befindet.

„... Es kamen ein Herr und eine Dame aus dem Hause. Die Dame habe ich nicht gut gesehen, weil sie gleich in ein Auto einstieg. Der Herr hat sich sehr achtungsvoll und zärtlich empfohlen, mit einem Handkuß. Die Szene ist mir wohltuend aufgefallen, weil ... weil ich so etwas nicht mehr gewohnt war."

„Wer waren die beiden?" unterbricht sie der Vorsitzende.

„Die Dame kenne ich nicht. Der Mann war Herr Bauer."

Genau wie am Tag zuvor mit Richter, wird jetzt der Angeklagte mit Frau Mende konfrontiert.

Sie mustert ihn eine Weile. Es ist so still im Saal, daß man den Regen an den Fensterscheiben hört.

„Er ist es ganz bestimmt", sagt Frau Mende.

Ich verlasse den Gerichtssaal, um die neueste Wendung an meine Zeitung zu telefonieren. In meinem Bericht, der am nächsten Morgen erscheint, heißt es:

... Zwei Zeugen, in gleicher Weise glaubwürdig, haben also den Angeklagten am selben Tag und zur selben Stunde an zwei Orten gesehen, die mindestens zwanzig Kilometer voneinander entfernt sind. Glauben die Geschworenen dem einen, bedeutet das wahrscheinlich lebenslänglichen Kerker. Glauben sie dem anderen, bedeutet es Freispruch. Zwölf Geschworene. Was und wem glauben sie?

Das Urteil — gerecht oder nicht?

Zwei volle Tage dauern die Plädoyers von Staatsanwalt und Verteidiger. Eiskalt und sachlich zählt Staatsanwalt Dr. Wotawa Dutzende von Indizien auf, die gegen Bauer sprechen: daß er sich nach der Veröffentlichung des Bildes der Ermordeten nicht gemeldet hat, die Widersprüche, die Kassiber, die verkauften Pelze aus dem Besitz des Opfers, die Aussagen des Chauffeurs Singer und des Monteurs Richter.

„Lassen Sie sich nicht von demagogischen Schlagworten beeinflussen", ruft Wotawa am Schluß. „Indizien sind oft verläßlicher als andere Beweise. Sprechen Sie Gustav Bauer schuldig. Er ist der Mörder der Katharina Fellner!"

Auch Verteidiger Dr. Schönbrunn legt sich während seines Plädoyers Mäßigung auf. Erst am Ende überwältigt ihn sein Pathos:

„Ich habe noch nicht ein Wort zu Ihrem Gefühl gesprochen. Wissen Sie es oder nicht, daß Gustav Bauer einundzwanzig Monate gesessen ist? Wissen Sie, was das heißt: einundzwanzig Monate Einzelhaft? Wissen Sie, was es bedeutet, wenn so ein Mensch trotzdem nicht zusammenbricht? Prüfen Sie und fragen Sie sich nach der Schuld des Angeklagten. Und wenn Sie in irgendeinem Winkel das Gefühl haben, nichts ist bewiesen — von der Wahrscheinlichkeit bis zur Gewißheit ist ein Ozean der Leere. Sprechen Sie das erlösende ‚frei'!"

Im Zuschauerraum ruft jemand: „Bravo!" Die Stimme erstickt in Pfui-Rufen ...

Es ist sieben Uhr abends, als sich die Geschworenen zur Urteilsfindung zurückziehen. Obwohl jedermann weiß, daß die Beratung stundenlang dauern wird, verläßt niemand den Saal.

Die Uhr über dem Haupteingang schlägt elf, als die Geschworenen ihre Sitze wieder einnehmen. Bauer wird hereingeführt. Das Urteil ist gefällt, aber niemand kennt es. In unerträglicher Spannung vergehen die Minuten einer vorgeschriebenen Prozedur. Endlich erhebt sich der

Eine Sittengeschichte des Verbrechens

Alle drehen ihm den Rücken zu: dem „Verräter" Dreyfus. Das Verbrechen, das Hans Habe in dieser Fortsetzung schildert, ist eng mit dem Fall Dreyfus verflochten

Warum fließt der Tropfen nicht vom Pfennig?

Sie können es mit einem Pfennig selbst ausprobieren: Wasser ist wie von einer Haut umgeben – es bildet auf dem Pfennig einen Wasserberg. Denn Wasser ist zähflüssiger und träger als wir denken – Darum ist normales Leitungswasser auch so ungeeignet zum Spülen. Kraftlos und ohne zu reinigen rollt es über Fett und Schmutz hinweg. – Hier hilft Pril auf wunderbare Weise . . .

Die Hausfrauen haben recht, wenn sie sagen

Das Spülwunder Pril



Normales Wasser rollt machtlos über Fett und Speisereste in Töpfen und Pfannen hinweg. Das Spülen ist mühsam und kostet viel Zeit.



Pril-entspanntes Wasser dagegen löst mühelos auch den hartnäckigsten Schmutz und die fettigsten Speisereste. Im Nu ist alles blitzsauber.



Der Stolz jeder Hausfrau ist makellos sauberes und hygienisch einwandfreies Küchengeschirr. Dabei ist ihr Pril seit Jahren ein bewährter Helfer.



Mild für die Hände!
Garantie:
Frei von Soda und Chlor - wirkt neutral.

. . entspannt das Wasser!

R 14/63

Vorsitzende der Geschworenen, Baumeister Hartl. Er sagt:

„Die Frage: *Ist Gustav Bauer des Mordes an Katharina Fellner schuldig?* wird mit sieben Stimmen Ja und fünf Stimmen Nein beantwortet."

Alles Weitere ist ohne Bedeutung. Sieben Ja- und fünf Nein-Stimmen bedeuten nach dem österreichischen Recht das erlösende „Frei!". Zur Verurteilung bedarf es acht „Schuldig"-Stimmen.

Die Geschworenen von Wien haben einen österreichischen Kompromiß geschlossen: Sie haben den Angeklagten moralisch verurteilt und nach den Buchstaben des Gesetzes freigesprochen.

„Bravo, Bauer ist unschuldig!" schreien die einen. „Eine Schweinerei!" schreien die anderen. Klatschen, Pfiffe und Pfui-Rufe.

Bauer stürzt auf seinen Verteidiger zu, der ihm die Hand reichen will — aber Bauer beugt sich nieder und küßt die Hand Dr. Schönbrunns. Lange Zeit vergeht, ehe sich der Vorsitzende Gehör für die Urteilsbegründung verschaffen kann. Der Saal ist jetzt so gut wie leer. Wien hat es eilig, das Urteil im Lainzer Mordprozeß zu besprechen.

Um zwei Uhr morgens fahre ich bei strömendem Regen in die Spiegelgasse — zu Gustav Bauer, der sofort auf freien Fuß gesetzt wurde. Er weiß von seinem Verteidiger, daß ich es war, der — wenn auch nur zufällig — den „Doppelgänger" Woiwoda gefunden hat. Es ist abgemacht, daß er mir das erste Interview geben wird.

Die Spiegelgasse ist so belebt, als wäre hellichter Tag. Hunderte von Neugierigen stehen herum. Dutzende von Reportern warten im Treppenhaus der Bauerschen Wohnung. Sie versichern mir, daß „Herr Bauer nicht empfängt". Mein Reporterherz schlägt höher. Ich weiß es besser.



Makabres Interview und Bauers Ende . . .

Was dann geschieht, das habe ich in meiner Autobiographie „Ich stelle mich" beschrieben. Ich habe der Erzählung wenig hinzuzufügen:

Gustav Bauers Mutter, ein verhutzeltes Frauchen, öffnete. Sie fiel mir um den Hals.

Wenige Minuten später war ich in dem bürgerlich eingerichteten Salon allein mit Gustav Bauer. Man sah dem hurtigen kleinen Mann mit den sorgfältig gelegten Haaren, dem Seidenhemd und den Lackschuhen die zweijährige Haft nicht an. Er war frisch rasiert und duftete nach Parfüm.

Ich hatte beschlossen, nicht von dem bis zum Überdruß bekannten Fall zu sprechen. Ich fragte ihn zuerst nach seinen Plänen; dann stellte ich die Frage, wie er sich in der

Einzelhaft beinahe zwei Jahre lang die Zeit vertrieben habe.

„Ich habe Kreuzworträtsel gemacht", erklärte er lächelnd. „Und ich habe allerlei komponiert. Hauptsächlich Tanzmusik. Walzer. Wissen Sie vielleicht einen Musikverlag für mich? Ich schreibe auch die Texte selber."

Er bemerkte mein Befremden nicht. Er sprang auf und tänzelte zu dem weinroten Flügel.

„Ich spiele Ihnen meinen Lieblingswalzer vor", sagte er. „Text und Musik von mir."

Das Lied handelte von einem Mädchen, das mit einem Jüngling im Wald lustwandelt. Es war ein mittelmäßiger Walzer mit einem trivialen Text. Trivial . . . bis Bauer zum Refrain kam. Mit seiner etwas zu hohen Stimme sang er den Refrain, der mir bis heute in den Ohren klingt:

Und dann hat er sie umgebracht, umgebracht, umgebracht . . .

Ich saß wie erstarrt da. Bauer bemerkte nichts. Seine Augen waren auf die Tasten gerichtet — verglaste, ekstatische Augen. Sein Körper, halb vom Klavierstuhl erhoben, wiegte sich im Dreivierteltakt:

Und dann hat er sie umgebracht, umgebracht, umgebracht . . .

Soweit die unglaubliche Szene.

Ich sehe mich noch aufstehen, den freigesprochenen Prozeßhelden in Eile verlassen. Ich fahre in die Landesgerichtsstraße zu Dr. Schönbrunn. Im Freundeskreis feiert der Anwalt den größten Sieg seiner Karriere. Ich ziehe den Überraschten in sein Arbeitszimmer.

„Herr Doktor", sage ich, „Gustav Bauer ist schuldig!"

Er schüttelt den Kopf, warnt mich, die Episode nicht zu überschätzen. Eine fixe Idee, Autosuggestion, Gefängniskoller.

Es dämmert, als ich nach Hause fahre. Die ersten Milchwagen holpern über das alte Kopfsteinpflaster. Dünn fällt der Schnee. Die Stadt ist schmutzig, eine verarmte Stadt.

Das Elend überkommt mich, dieses besondere Elend, das man empfindet, wenn man die Wahrheit schon in Händen zu halten glaubt und sie einem bösartig entgleitet. Ich war noch jung damals — wie sollte ich ahnen, daß die Wahrheit nicht bösartig, daß sie nur unfaßbar ist?

Das Ende?

Am 17. Juli 1932, auf den Tag genau vier Jahre nach dem Mord im Lainzer Tiergarten und rund sechzehn Monate nach seinem Freispruch, beging Gustav Bauer Selbstmord durch Erhängen.

Das „Volk" von Wien, das von seiner Schuld stets überzeugt gewesen war, sah in seinem Tod, just an diesem denkwürdigen Tag, die Bestätigung des „gesunden Volksempfindens". Auf dem Wiener Naschmarkt, in den Kneipen von Favoriten, beim Heurigen in Grinzing, in den Cafés an der Schwedenbrücke nickte man sich in stillem Einverständnis zu. Nicht einmal der Tod eines Menschen trübt die Freude am Rechthaben.

Aber hatten sie recht, die Rechthaber? Zwei Tage später wurde der Abschiedsbrief Gustav Bauers veröffentlicht. Er hatte geschrieben:

Es war mir unmöglich gewesen, in der Gesellschaft wieder Fuß zu fassen. Das neue Geschäft — es hatte sich um Puderdosen gehandelt — *war von Anfang an ein Mißerfolg, weil es mit meinem Namen verbunden war. Ich war freigesprochen worden, aber man hielt mich für einen Mörder. Wenn ich heute freiwillig in den Tod gehe, so kann ich nur wiederholen, was ich hundertmal wiederholt habe: Ich bin unschuldig!*

Hat Gustav Bauer in seiner letzten Stunde gelogen? Oder hat er von der ersten Stunde an die Wahrheit gesagt?

Der Tod hat ein Rätsel aufgegeben. Der Tod hat es nicht gelöst.

Fall 2: Die Geliebte des Präsidenten

Am späten Nachmittag des 16. Februar 1899, zu jener Stunde, die man *„l'heure bleue"*, die „blaue Stunde" nennt, stirbt im „Blauen Salon" des Elysée-Palastes zu Paris Felix Faure, der Präsident der Französischen Republik.

Er stirbt unter Umständen, die man noch jahrelang als „geheimnisvoll" bezeichnen wird, obwohl sie keineswegs geheimnisvoll gewesen sind.

Den ersten Mann der Republik ereilt ein Herzschlag, während seine Hände mit den langen, blonden Haaren seiner Geliebten spielen.

Der durch ihre Schreie herbeigerufene Sekretär muß mit der Schere die Haare der schönen Frau losschneiden. Geliebte und Sekretär bemerken nicht, daß sich zwischen den in der Todesstarre verkrampften Fingern des Präsidenten noch eine „goldene Locke" befindet. Als Frau und Tochter des Präsidenten den Salon betreten, hält die Hand des Toten immer noch die Locke seiner Geliebten.

Gefunden wird auch ein Korsett, das die Dame in der Hast ihrer Flucht vergessen hat . . .

Was hat sich an diesem fatalen Nachmittag abgespielt?

Am Morgen desselben Tages rief der Kabinettchef des Präsidenten, Le Gall, die Geliebte des Präsidenten an. Sie heißt Marguerite Steinheil, geborene Japy, wird von ihren Freunden „Meg" genannt und ist die Frau des elsässischen Malers Adolphe Steinheil. Der Kabinettchef teilt der wegen ihrer Schönheit berühmten Mätresse mit, sie möge sich am Nachmittag — „unter allen Umständen und mit höchster Vorsicht" — in den Elysée-Palast begeben.

Daß Monsieur Le Gall von „höchster Vorsicht" spricht, überrascht Marguerite Steinheil, denn jeder ihrer häufigen Besuche findet ja bei „höchster Vorsicht" statt.

Marguerite ist überzeugt, daß es nur um zwei Probleme gehen kann — die Memoiren oder das Perlenkollier. Memoiren und Perlenkollier haben eines gemeinsam: Sie sind mit Dynamit geladen.

Sind es die Memoiren?

Seit Jahr und Tag arbeitet Präsident Faure an seinen Lebenserinnerungen. Sie enthalten Staatsgeheimnisse von explosivster Wirkung. ➡

Hier wurden Adenauer, Chruschtschow und Eisenhower empfangen: im Elysée-Palast, dem Sitz des französischen Staatspräsidenten. Als Präsident Faure hier residierte, war Madame Steinheil häufiger Gast — sie kam allerdings durch die Seitentür . . .





Diese Memoiren will Faure niemandem anvertrauen. Er diktiert sie seiner intelligenten Geliebten, die an der Formulierung wesentlichen Anteil hat. Nach jedem Diktat nimmt Marguerite Steinheil das Manuskript mit nach Hause in ihre Wohnung, Rue Vaugirard, Impasse Ronsin.

Sind es die Perlen?

Vor einiger Zeit hat der Präsident seiner Geliebten ein aus fünfhundert Perlen bestehendes Kollier geschenkt. Schon am nächsten Tag hat er jedoch Marguerite kommen lassen und sie beschworen, die Perlen, über deren Herkunft er nichts sagen wollte, zu verstecken.

Ob es damals um die Memoiren oder um die Perlen ging, ist bis heute unbekannt. Nur das Folgende steht fest:

Um fünf Uhr fünfzehn betritt Marguerite Steinheil das Palais durch die geheime Seitenpforte in der Rue du Colisée. Sie ist tief verschleiert. Der vertraute Sekretär des Präsidenten empfängt sie und führt sie in den Blauen Salon.

Präsident Faure sieht elend aus. Er ist noch nicht neunundfünfzig Jahre alt, aber er wirkt weit älter. Gegen die Schmerzen einer schweren Darmkrankheit, vermutlich Krebs, nimmt er seit langem „gefährliche Pillen" — so heißt es später in den Zeitungsberichten. Nicht unmöglich, daß er in Wirklichkeit dem Rauschgift verfallen ist.

Was sich dann ereignet, beschreibt einer der bedeutendsten Schriftsteller und Diplomaten Frankreichs, der spätere Botschafter am Zarenhof, Maurice Paléologue:

Kabinettchef Le Gall, der seinen Wachposten vor dem Zimmer des Präsidenten bezogen hatte, hört gegen dreiviertel sieben Schreie. Als er nicht mehr an einem Unglücksfall zweifelt, entschließt er sich, die verschlossene Tür aufzubrechen.

Und was sieht er? Der Präsident vom Schlage getroffen. Daneben Madame Steinheil, schreiend im Delirium eines Nervenschocks.

Allmählich beruhigt sich Madame Steinheil. Man entfernt sie rasch über einen geheimen Korridor.

Nachdem den Erfordernissen des Anstandes äußerlich Genüge geschehen ist, benachrichtigt man schließlich Madame Faure und ruft die Ärzte. Es ist halb acht.

Die Nachricht vom plötzlichen Tod des Präsidenten wird der Presse erst um elf Uhr nachts mitgeteilt. Das „Journal officiel" bringt am Morgen nur eine knappe Meldung mit Trauerrand:

Der Präsident der Republik ist gestern um zehn Uhr abends verschieden. Die Ursache des Todes war eine plötzliche Gehirnblutung mit Lähmung des Gesichts und der linksseitigen Gliedmaßen.

Es ist offensichtlich, daß die falsche Todesstunde veröffentlicht wurde, um Madame Steinheil ein Alibi zu sichern: Um zehn Uhr abends befand sie sich längst in der ehelichen Wohnung.

Wie die fünfhundert Perlen in ihrem Kollier, so reihen sich von Stund an fünfhundert Lügen aneinander. Vielleicht auch mehr.

Der Justizirrtum, der ein ganzes Land entzweit

Frankreich befindet sich um diese Zeit in einer Lage, die den Jahren vor der „Machtergreifung" des Generals Charles de Gaulle in mehr als einer Hinsicht ähnelt: Schwache und eigensüchtige Regierungen haben sich in rascher Folge abgewechselt.

Außerdem hat sich das Land die Sympathien der Welt verscherzt, denn seit fünf Jahren schmachtet Hauptmann Alfred Dreyfus auf der Teufelsinsel bei Cayenne. Der aus einer jüdischen Fabrikantenfamilie

stammende Berufsoffizier war verurteilt worden, weil er militärische Geheimnisse an die Deutschen verraten haben sollte.

Daß es sich um einen Justizirrtum ohnegleichen handelte — das hatte man schon lange vermutet. Nun aber hatte der Chef der französischen Abwehr, Oberst Picquart, eindeutige Beweise für die Unschuld Dreyfus' geliefert. Jedoch auch danach war nichts geschehen. Alfred Dreyfus blieb auf der Teufelsinsel . . .

Am Tag, an dem Präsident Felix Faure im Salon Bleue einem Herzschlag erliegt, ist Frankreich in zwei Lager gespalten.

Wie zwei feindliche Heere stehen sich die „Dreyfusards" und die „Anti-Dreyfusards" gegenüber.

Die Armee gruppiert sich um Präsident Faure, der sich mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit vor die Feinde Dreyfus' stellt. Delcassé, sein eigener Außenminister dagegen, tritt für die Wiederaufnahme des Prozesses vor dem Militärgericht ein.

Der niedere Klerus sieht in Dreyfus einen „satanischen Juden", während Papst Leo XIII. aus Rom verkündet: „Warum verwendet das ritterliche Frankreich seine besten Kräfte auf diesen entsetzlichen Kampf?"

Der Herzog von Orléans fordert einen Obersten zum Duell, weil dieser an der Schuld Dreyfus' zu zweifeln wagt. Jeden Tag im Morgengrauen zerreißen Schüsse die Stille des Bois de Boulogne. Väter lehnen es ab, mit ihren Söhnen zu verkehren, Söhne sagen sich von ihren Vätern los. Ein General weigert sich, das „Maxim" zu betreten, weil man dort einem der Verteidiger Dreifus', Georges Clemenceau, einen Tisch eingeräumt hat.

Die berühmten Damen der Gesellschaft und die nicht minder berühmten Kurtisanen, in deren Salons *„tout Paris"* verkehrt, wählen ihre Gäste so aus, daß kein „Dreyfusard" zufällig einem „Anti-Dreyfusard" begegnet.

In einem dieser Salons bedarf es dieses gesellschaftlichen Taktes nicht: Bei Madame Steinheil, der Frau des Malers, verkehren nur die Mitglieder der reaktionärsten Kreise, die höchsten Offiziere, die erbittertsten Gegner des unglücklichen Mannes auf der Teufelsinsel.

Die schöne Madame unter zweifachem Beschuß

Man kann sich unschwer vorstellen, in welcher Lage sich nun die dreißigjährige Marguérite Steinheil befindet, als publik wird, unter welchen Umständen Felix Faure gestorben ist.

Überall in Paris: In den Staatskanzleien des Quai d'Orsay, in den Künstlerlokalen des Quartier Latin, in den Kasernen am Dôme des Invalides, in den Restaurants um die Markthallen — überall stecken die Anhänger des Hauptmanns Dreyfus die Köpfe zusammen. Wenn man dem Volk mitteilen könnte, daß sich das amouröse Leben des „schönen Felix" in den geheiligten Räumen des Elysée-Palastes abgespielt hat; wenn das Volk erführe, daß dieser Fahnenträger der Kirche und der Armee ein Ehebrecher und Dirnenfreund gewesen ist — das Volk würde die „Anti-Dreyfusards" wegfegen, die Armee zur Rechenschaft ziehen und Hauptmann Dreyfus befreien.

Aber — die Anhänger Dreyfus' sind gute Patrioten: Sie sind sich der Folgen solcher Enthüllungen für *„la patrie"* bewußt. Man darf also den verstorbenen Präsidenten nicht bloßstellen. Man muß auf eine günstige Gelegenheit warten — das



Eine Sitten-geschichte des Verbrechens

heißt, man muß die Dame Steinheil im Auge behalten und sehen, ob sie sich nicht selbst verrät.

„Meg“ Steinheil kann jetzt auch nicht mehr mit ihren alten Freunden, den Gegnern Dreyfus', rechnen. Im Gegenteil: Sie wollen nicht glauben, daß „ihr“ Felix Faure auf so schmähliche Weise gestorben ist. Wer sagt, daß es Madame Steinheil ehrlich gemeint hat, daß sie sich nicht von den Anhängern Dreyfus' hat kaufen lassen? Schlimmer noch — daß sie den Präsidenten nicht selber aus dem Weg geräumt hat?

Schon zwei Tage nach dem Tod Faures und noch ehe er begraben ist, schreiben die nationalistischen Blätter, *„der große Freund der Armee, der mutige Gegner einer Revision des Falles Dreyfus“* sei *„unter den Händen von Juden gestorben“*.

Gift, Pistole oder Dolch? Das steht noch nicht fest, aber schon wird von einer „geheimnisvollen Madame S.“ gesprochen. Noch aber will keiner der erste sein, der die Geliebte des Präsidenten zwingt, die Wahrheit zu sagen. Auch die „Anti-Dreyfusards“ warten.

Neun Jahre vergehen: Auf Präsident Faure folgte Loubet, auf diesen Präsident Fallières. Hauptmann Dreyfus ist längst rehabilitiert (seit 1904), und der aufsehenerregende Tod Felix Faures scheint ebenso vergessen zu sein wie der Name Marguerite Steinheil.

Da, am 1. Juni 1908, veröffentlicht die Pariser Boulevard-Presse — es gibt sie schon damals — folgende Meldung:

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai hat sich in der Rue Vaugirard ein schreckliches Verbrechen ereignet.

Als am frühen Morgen des 31. Mai der Diener des Kunstmalers Adolphe Steinheil die Wohnung seines Herrn betrat, bot sich ihm ein fürchterlicher Anblick. Er fand Madame Marguerite Steinheil in ihrem Schlafzimmer an das Bett gefesselt vor. Im Nebenzimmer lag der Maler, ebenfalls gefesselt, am Boden. Sein Mund war mit einem chloroformgetränkten Watteknebel verschlossen. Wie der Diener feststellte, war Steinheil mit einem dünnen Strick erdrosselt worden. Als der entsetzte Mann in das dritte Zimmer eilte, fand er hier die Mutter Madame Steinheils, Madame Japy, gleichfalls ermordet vor. Auch sie war erwürgt worden.

Steinheil war ein unbedeutender, wenn auch wohlhabender Maler. Seine Frau ist besonders durch ihre Freundschaft mit dem verstorbenen Präsidenten Felix Faure bekannt geworden.

Die Freundin des verstorbenen Präsidenten Felix Faure! Der Satz genügt dem Chef des Pariser Sicherheitsbüros, Monsieur Hamard, die mysteriöse Angelegenheit selber in die Hand zu nehmen.

Monsieur Hamard ist etwa fünfzig Jahre alt, graumeliert, elegant und ungemein gut aussehend. Die Verbrecher fürchten ihn, und die Damen lieben ihn. Man spricht flüsternd von ihm — in den Spelunken an der Seine, aber auch in den Salons am Bois.

Der Chef des Sicherheitsbüros empfängt „Meg“ Steinheil mit besonderer Höflichkeit.

„Es tut mir leid, Madame“, sagt er, „aber ich muß einige schmerzliche Fragen an Sie richten.“

Madame Steinheil schenkt ihm ein trauriges Lächeln.

„Es scheint“, fährt Hamard fort, „daß die Verbrecher durch ein offenes Fenster eingestiegen und zuerst in Ihr Zimmer eingedrungen sind.“

„Das heißt, in das Zimmer meiner abwesenden Tochter. Mein eigenes Zimmer hatte ich, wie immer, wenn sie zu Besuch war, meiner Mutter eingeräumt.“

Hamard nickt. „Sie fanden sich also den Verbrechern plötzlich gegenüber?“

„Ich wurde wach, als das Licht aufflammte. Im Zimmer befanden sich drei Männer und eine Frau. Zu den beiden Seiten des Bettes standen ein rothaariger Mann und eine rothaarige Frau ...“

„Beide rothaarig?“

„Ja. Die Frau hatte einen Revolver in der Hand. Einer der Männer hielt eine Lampe.“

„Es war doch Licht.“

„Ich kann nur sagen, was ich gesehen habe“, erwidert Marguerite Steinheil.

„Haben Sie einen dieser Leute erkannt?“

„Ich bin sicher, daß die Frau ein früheres Modell meines Mannes war. Ich glaube, wir besitzen noch ein Gemälde von ihr.“

Der Chef des Sicherheitsbüros betrachtet die vor ihm sitzende Frau mit gewissem Erstaunen. So präzise Angaben ist er nicht gewöhnt — besonders nicht von Frauen.

„Hat einer der Leute zu Ihnen gesprochen?“ fragt er.

„Ich weiß nicht mehr, welcher es war. Vielleicht waren es mehrere. Jedenfalls sagten sie: ‚Wo ist das Geld deiner Eltern?‘ Später fragten sie nach meinem Schmuck. Ich wies zitternd nach dem Salon. ‚Dort‘, sagte ich und flehte die Leute an, meine Mutter und meinen Mann zu schonen.“

Die Meinung des Polizeichefs: Lauter Lügen . . .

Hamard denkt nach. Ein recht ausführliches Gespräch also. Wie aber kommt es, daß weder Steinheil noch seine Schwiegermutter dadurch alarmiert wurden? Indes begnügt er sich mit der Frage, ob Madame Steinheil die Kleidung der Einbrecher beschreiben könne.

„Sie waren alle gleich angezogen“, erwidert sie prompt.

„Alle? Auch die Frau?“

„Ja. Sie trugen lange Gewänder, schwarz, wie die Kaftane der Juden.“

Hamards Gesicht verrät keine Bewegung. Er erinnert sich an den Fall Dreyfus und an die Rolle, welche die Geliebte des Präsidenten Faure in dieser Affäre gespielt hat.

„Die Frau hielt mir den Revolver an die Schläfe“, sagt Marguerite Steinheil. „Die anderen verließen das Zimmer.“

„Hörten Sie, was sich danach in den Nebenzimmern abspielte?"

„Ich hörte nur die Stimme meiner Mutter. Sie schrie: ‚Meg!' Dann war es still, fürchterlich still. Nur das Schlagen der Kirchenglocken."

„Wieviel Uhr war es?"

„Mitternacht." Zum erstenmal scheint die einzige überlebende Zeugin des Verbrechens die Genauigkeit ihrer eigenen Angaben zu bereuen. „Wahrscheinlich war es Mitternacht", verbessert sie sich. „Ich habe die Schläge nicht gezählt."

„Sehr begreiflich", meint Hamard mit einem entgegenkommenden Lächeln. „Wurden Sie gleich gefesselt?"

„Nein, erst als die Männer wieder zurückkamen. Zu meinem Entsetzen hörte ich, wie sie besprachen, ob sie auch mich ‚erledigen' sollten. Die Frau wollte mich unbedingt ‚erledigen'. Einer der Männer war dagegen. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Ich erhielt einen Schlag auf den Kopf, der mich für kurze Zeit betäubte. Ich erinnere mich nur dumpf, daß sich einer der Männer auf mich kniete. Ich wurde geknebelt und an die Bettpfosten gebunden."

Der Polizeichef erhebt sich. Er beginnt eine lange Wanderung durch den kleinen Raum.

„Was uns merkwürdig berührt, Madame", sagt er endlich, „das ist die Lage, in der die beiden Leichen gefunden wurden. Ihr Gatte lag zur Seite gewandt, in einer Position, in der viele Leute schlafen. Ihre Mutter lag auf dem Rücken, die Hände über der Brust gefaltet. Ist Ihnen klar, daß beide Positionen etwas gemeinsam haben?"

Marguerite Steinheil blickt auf. „Nicht, daß ich wüßte, Monsieur le directeur."

„Menschen, die kämpfen, Menschen, die sich auch nur leicht wehren, liegen nicht so da, als schliefen sie den Schlaf der Gerechten."

Die wohlgeformten, vollen Lippen der Frau werden schmal.

„Darüber kann ich keine Auskunft geben", sagt sie.

„Nein, natürlich nicht", erwidert der Polizeidirektor. Und wie in Gedanken: „Sie haben sich auch nicht den Kopf darüber zerbrochen, warum die Mörder gerade Sie verschont haben?"

„Ich wünschte, sie hätten es nicht getan!" ruft Marguerite Steinheil aus. Zum erstenmal treten Tränen in ihre Augen. Dennoch hat sie eine Erklärung zur Hand. „Ich glaube, die Mörder hofften, ich würde mich mit den Stricken selber erwürgen."

„Sehr plausibel", nickt Hamard. „Ich hätte gleich daran denken sollen."

Er begleitet Madame Steinheil zur Tür und küßt ihr die Hand. Wenige Minuten später versammelt er seine Detektive um sich.

„Messieurs", sagt er, „ich habe Grund anzunehmen, daß an der Aussage Madame Steinheils kein wahres Wort ist. Sie sind mir dafür verantwortlich, daß ich über jeden Schritt, den Madame Steinheil tut, von nun an genau unterrichtet werde."

In der nächsten QUICK

- **Verräterischer Fund im Küchenbesen**
- **Madame hat es zu toll getrieben**
- **War das Essen vergiftet?**



Der Bericht über eine böse Frau, die Gutes wollte

Die Moral der Madame Nhu

Wer hat Mitleid mit ihr? Ob man sie bewundert oder verachtet — Mitleid hat sie verdient. Sie verlor ihren Mann, sie verlor ihre Heimat, und fast hätte sie auch ihre Kinder verloren. Ist Madame Nhu mitschuldig an ihrem Schicksal? Der Lebensweg dieser ungewöhnlichen Frau erklärt vieles. QUICK berichtet darüber.

Aus dem Privatalbum: Madame Nhu, wie sie keiner kennt

Viele haben sie beneidet, denn sie war eine schöne Frau — eine Frau im Scheinwerferlicht, mit weitreichender Macht und anscheinend unbeschränktem Einfluß.

Viele haben sie verachtet und gehaßt, denn sie war eine Frau, die — so schien es — keinen Gegner schonte, die ihren Willen durchsetzte: auf Biegen oder Brechen.

Und heute?

Heute ist sie nicht mehr mächtig, nicht mehr einflußreich und vermögend. Aber immer noch ist sie . . . Madame Nhu. Eine Frau, die durch die Kraft ihrer Persönlichkeit Freund und Feind fasziniert. Immer noch steht sie im Mittelpunkt des Weltinteresses.

Als Madame Nhu am Freitag, dem 1. November 1963, um zwölf Uhr mittags in der Halle des Beverly-Wilshire-Hotels in Los Angeles den Reportern der Weltpresse gegenübertritt, ist es in dem Land, aus dem sie kommt, schon Sonnabend, vier Uhr morgens. In dieser Stunde fliehen ihr Ehemann Nhu, Chef des vietnamesischen Geheimdienstes, und ihr Schwager, Staatspräsident Diem, in der Hauptstadt Saigon durch einen unterirdischen Gang aus ihrem Palast.

Revolution. Staatsstreich. Umsturz. Der Präsident und sein Bruder finden im chinesischen Teil der Stadt Unterschlupf.

Um diese Zeit läßt Madame Nhu sich von einem schwarzen Cadillac mit ihrer Tochter zur Good-Shepherd-Kirche fahren, um an der Allerheiligen-Messe teilzunehmen. ➡

Die Moral der Madame Nhu

Präsident Diem und sein Bruder indessen besteigen im Chinesenviertel Cholon eine Dschunke, um in den Süden Vietnams zu den regierungstreuen Truppen zu fliehen.

Aber nun geschieht etwas, das bis heute unerklärlich blieb:

Im letzten Augenblick weigert sich der Präsident, zu fliehen. Müde, resignierend lehnt er es ab, sich retten zu lassen.

Allen Beteiligten wird in diesem Augenblick mit schmerzhafter Deutlichkeit klar: Madame Nhu fehlt! Es fehlt die eiserne Energie, der messerscharfe Verstand dieser kleinen Frau, der es bisher immer gelungen ist, die Entscheidungen des zögernden Präsidenten zu bestimmen.

Ihr bleibt nur, in einer amerikanischen Kirche um die Erleuchtung des Schwagers zu beten . . .

Präsident Diem und sein Schwager Nhu begeben sich zurück nach Saigon. Als katholische Mönche verkleidet, verbergen sie sich in einer kleinen Kirche.

Ngo Dinh Diem stammt aus einem uralten Mandarinengeschlecht und war 1954, am Ende des Indochinakrieges, von den Amerikanern ausgesucht worden, um das verwüstete Land aufzubauen.

Schnell gewann er das Vertrauen seines Volkes. Aber ebenso schnell schien seine Kraft auch erschöpft: Er zog sich in seinen Palast zurück und ließ seinen Bruder Nhu — und damit Madame Nhu — regieren.

„Immer war ich unerwünscht . . ."

Als Madame Nhu und ihre achtzehnjährige Tochter Le Thuy am Nachmittag in ihr Hotel in Los Angeles zurückkommen, geht ein einsamer Demonstrant vor dem Eingang auf und ab. Er trägt ein Plakat, auf dem in dicken Lettern steht: „Nieder mit den Nhus, mit Franco und der CIA!"

Madame Nhu bleibt stehen und klatscht dem Mann spontan Beifall. Sie meint freilich nur die CIA — den amerikanischen Geheimdienst. Ihm gibt sie die Schuld am Umsturz in Vietnam.

Am nächsten Tag, dem 2. November, empfängt Madame Nhu in ihrem Hotel-Appartement den New Yorker QUICK-Korrespondenten Arthur Steiner zu einem Exklusiv-Interview.

Inzwischen weiß die ganze Welt, daß die Putschisten in Vietnam Madames Ehemann und ihren Schwager erschossen haben.

Die beiden waren in der kleinen katholischen Kirche in Saigon aufgestöbert worden. In die Kommandantur gebracht, sollte Präsident Diem seine Rücktrittserklärung auf ein Tonband sprechen, das man dem Volk über Radio vorspielen wollte.

Diem warf den Revolutions-Generälen das Mikrofon vor die Füße. Einer der Generäle schoß. Nhu und Diem starben in wenigen Minuten.

Madame Nhu weinte, als sie vor QUICK-Korrespondent Arthur Steiner saß und von ihrem Mann sprach.

Ngo Dinh Nhu war es gewesen, der sie zu dem gemacht hatte, was sie heute ist: eine den politischen Problemen aufgeschlossene, ungemein aktive Frau, die wie keine andere vor ihr zum Symbol eines neuen asiatischen Frauentyps geworden ist.

„Ich war mein Leben lang unerwünscht", gestand Madame dem QUICK-Korrespondenten. „Ich habe lernen müssen, mich zu behaupten — nicht erst jetzt!"

Es fällt ihr nicht leicht, von Dingen zu sprechen, die eine Erklärung ihrer widerspruchsvollen Persönlichkeit geben könnten.

„Ich bin im größten Luxus aufgewachsen — und war tief unglücklich! Ich lebte im Palais meiner Eltern in Hanoi, das heute die Hauptstadt des kommunistischen Nord-Vietnam ist.

Mein Vater war einer der bekanntesten Rechtsanwälte des Landes. Wir hatten zwanzig Dienstboten im Haus. Meine Mutter herrschte diktatorisch über sie. Und nicht nur über sie. Auch mein Vater stand völlig unter ihrem Kommando . . ."

Die Mutter von Madame Nhu wurde UN-Delegierte für Süd-Vietnam in New York — Madame Nhus Vater Botschafter in Washington.

„Ich war . . . das Aschenbrödel in der Familie. So sagt man doch bei Ihnen in Deutschland? Meine um vier Jahre ältere Schwester wurde mir von meiner Mutter immer vorgezogen. Sie war die Älteste — und mit allen Fasern ihres Herzens wünschte sich meine Mutter als zweites Kind einen Sohn. Daß dann ich, ein Mädchen, geboren wurde, war für sie bitterste Enttäuschung. Sie haßte mich vom ersten Tag an!"

Madame Nhu hieß damals Le Xuan, was soviel bedeutet wie „wunderbarer Frühling". Wie wenig doch dieser Name auf das Leben paßte, das sie als Kind in Hanoi führen mußte!

„Für meine Mutter war es die Erfüllung ihrer Träume", erzählt sie, „als ein Jahr nach mir mein Bruder Tran Van Kiem geboren wurde . . . Von da an kannte sie nur noch zwei Kinder: meine Schwester, die Erstgeborene — und den Sohn!"

Das schlimmste Erlebnis eines Kindes

Sie wird wieder lebhafter.

„Um Ihnen ein Beispiel zu geben . . . Wenn es in unserem Haus, in dem alles im Überfluß da war, nur zwei warme Bettdecken für die Kinder gegeben hätte, dann hätte meine Schwester die eine

und mein Bruder die andere bekommen! Mein Vater merkte von all dem nichts. Oder — er bemerkte es und tat nichts dagegen. Er konnte sich zu Hause niemals durchsetzen. Wenn meine Eltern von Hanoi nach Saigon reisten, wurden immer nur meine Schwester und mein Bruder mitgenommen. Mich ließ man allein mit der Dienerschaft zurück ..."

Sie seufzt, blickt ins Leere.

„Ich war drei Jahre alt", fährt sie dann fort, „als meine Mutter mich eines Tages anschrie: ‚Du bist nicht mein Kind! Du kannst nicht mein Kind sein! Ich habe es schon immer vermutet!'

Es war das schlimmste Erlebnis meiner Kindheit.

Eines Tages hörte ich auch zwei unserer Kinderfrauen darüber sprechen: ‚Weißt du, was die gnädige Frau gesagt hat?' tuschelte die eine. ‚Sie hat gesagt, daß Le Xuan gar nicht ihr Kind ist! Die gnädige Frau hat gesagt, als sie einmal nicht zu Hause war, ist ihr Kind von der Amme gegen das Kind einer anderen ausgetauscht worden!' ... Können Sie sich die Gefühle einer Dreijährigen vorstellen, die so etwas hört?"

Madame Nhu schweigt. Sie blickt auf ihre gepflegten kleinen Hände, die nervös ein Taschentuch zerknüllen.

Wie kommt man sich vor als Achtunddreißigjährige, wenn man so tief in die Vergangenheit hinabtaucht?

Die Kindheitserinnerungen von Madame Nhu könnten im Licht ihrer heutigen Persönlichkeit gesehen, leicht als melodramatische Erzählung einer eiskalten, nur um Propaganda besorgten Politikerin gewertet werden.

Aber da ist ihre achtzehnjährige Tochter Le Thuy, ein sanftes, schönes Mädchen mit dem Schmelz und dem Zauber der jungen Anamitin. Während unserer Unterredung sitzt sie neben ihrer Mutter, und die Verlegenheit, die sie bei diesen ungewohnt offenen Worten ergriffen hat, ist ein besserer Beweis für die Wahrhaftigkeit der Madame Nhu als jedes Dokument.

Dunkle Geschichten um das Tanzverbot

In der Zeit ihrer Kindheit — Madame Nhu ist 1925 geboren — schien die französische Herrschaft über Indochina für ewig gegründet zu sein. Madame Nhus Großvater Tram Van Thong residierte noch als Großmandarin in Hanoi. Die Familie gehörte zu den ersten des Landes. Sie war geprägt von französischem, von europäischem Geist.

„Ich besuchte eine französische Schule", erzählte Madame Nhu unserem amerikanischen Korrespondenten. „Außerdem bekam ich noch Privatunterricht. Die französische Sprache ging mir so in Fleisch und Blut über, daß ich sie zeitweise besser konnte als meine Muttersprache. Noch heute schreibe ich meine Gedanken am liebsten französisch nieder ..."

Neben der Schule nahm Madame Nhu Klavierstunden und Ballettunterricht. Mozart und Chopin waren — und sind heute noch — ihre Lieblingskomponisten. Dem klassischen Ballett gehörte ihre ganze Liebe.

„Ich liebe den Tanz überhaupt!" sagt sie.

Erstaunlich! Wie, so fragen wir, läßt sich diese Liebe zum

Die Moral der Madame Nhu

Tanz mit dem berüchtigten Tanzverbot in Einklang bringen, das Madame Nhu vor ein paar Jahren in Vietnam eingeführt hat?

„Eine unverschämte Lüge!" ereifert sie sich jetzt. „Wie hätte *ich* ein solches Verbot erlassen können! Unsere *männlichen* Gesetzgeber haben das Tanzen verboten! Sie haben festgestellt, daß unsere Mädchen plötzlich die amerikanischen GI bevorzugten, die in Süd-Vietnam stationiert sind. Das Motiv ihres Tanzverbots war lächerlich einfach: Eifersucht!"

In den Salons von Saigon gibt es Leute, die eine andere Begründung für das Tanzverbot haben — Leute allerdings, die wie es bei allen westlichen Tänzen der Fall ist. Im übrigen trifft dieses Tanzverbot nur wenige Leute in Saigon — außerhalb der Stadt sind diese Spielchen, die so leicht gefährlich werden können, unbekannt. Das Tanzverbot *mir* in die Schuhe zu schieben, ist lächerlich!"

Der „wunderbare Frühling" trat, als Le Xuan vierzehn Jahre alt war, sogar einmal als Solotänzerin in einer Matinee auf.

„Übrigens hat mir die Schule nicht sehr viel Vergnügen bereitet", gesteht sie. „Das lag vielleicht daran, daß in der Schule in Hanoi Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet wurden. Die Jungen stellten mir nach und



Auch ihre Feinde
müssen es zugeben:
Madame Nhu war
immer eine gute Mutter

nicht gerade zu den Anhängern von Madame Nhu gehören.

„Madame hatte einen Freund", sagen sie hämisch. „Einen ausländischen Diplomaten. Und eines Tages kam sie dahinter, daß sie nicht die einzige war, die sich seiner Gunst erfreute. Ihre Rivalin war — ein Tanzmädchen. Zumindest in puncto Tanzen konnte Madame nicht mit ihr rivalisieren: Bei einer schnell niedergeschlagenen Meuterei in ihrem Palais war sie am Bein verletzt worden. Tanzen? Ausgeschlossen ... Und daher kam das Tanzverbot!"

Wie gesagt: ein Gerücht in den Salons von Saigon. Das neue Regime hat nichts gegen Gerüchte dieser Art — sie schießen wie Pilze nach einem warmen Sommerregen.

Die große Liebe des „wunderbaren Frühlings"

Lassen wir aber Madame selber sprechen.

Als damals das Tanzverbot erlassen wurde, sagte sie:

„Ich tanze nicht, weil das Gesetz es verbietet. Und dieses Gesetz ist richtig. Wir in Asien sind nicht gewöhnt, daß Männer und Frauen sich aneinanderdrängen, schrieben mir kindische Liebesbriefe. Ich habe sie nie beantwortet. Diese Jungen haben mich einfach nicht interessiert ..."

Gewissen Berichten zufolge hatten die „Jungen" in Hanoi gute Gründe, der kleinen Le Xuan nachzustellen. Ihre zarte Schönheit muß frappierend gewesen sein — ebenso auffallend allerdings war auch ihre Kälte gegenüber dem anderen Geschlecht.

Das wurde erst anders, als sie im Haus ihrer Eltern — gerade sechzehnjährig — einen sehr klugen, aber schüchternen Dreißigjährigen kennenlernte, der mit ihrem Vater politische Gespräche führte.

Der junge Mann war Oberarchivar an der indochinesischen Staatsbibliothek und hieß Ngo Dinh Nhu. Er wurde die große Liebe des „wunderbaren Frühlings".

„Für mich war er der erste und der einzige Mann", beteuert sie. „Ich merkte lange nicht, daß er mich überhaupt beachtete. Bis wir eines Nachmittags im Garten unseres Hauses spazierengingen und über Bücher sprachen.

Da fragte er plötzlich, ob ich bei ihm Lateinunterricht nehmen wolle. Das war *seine* Art der

Liebeserklärung. Er gab mir Lateinstunden. Aber bis er bei meinen Eltern um meine Hand anhielt, dauerte es noch ein Jahr. Mein Mann war ein Gelehrter von ungewöhnlich vielseitigem Talent. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte: Er war ein Genie!"

Spottverse und böse Gerüchte

Auch zu diesem Punkt gibt es andere Stimmen — bösartige, neidische, hämische. Und wie immer in solchen Fällen, wurden diese Stimmen erst laut, als das Opfer dieser Kritik längst wehrlos war.

In den Salons von Saigon lächelt man über die „ideale Ehe". Dazu waren, so sagt man, die beiden Partner viel zu verschieden. Madame: launisch, jähzornig und kühl — Monsieur: ihr in keiner Weise gewachsen; nachgiebig; kein Mann mit Ellbogen.

Ngo Dinh Nhu verstand es nicht, sich wie Madame in Szene zu setzen. Ihm fehlte das, was sie konnte: effektvolle Berechnung jedes Auftritts — im Privatleben genauso wie in der Politik.

Dabei spielte die starre Tradition des Landes keine Rolle. Madame wählte Kleider, Make-up und Schmuck, wie sie es für richtig hielt. Sie kreierte in Saigon auch den „Madame-Nhu-Ausschnitt" — ein Dekolleté an den bislang stets streng hochgeschlossenen Kleidern der Vietnamesinnen. Der „Madame-Nhu-Ausschnitt" überdauerte Madames Sturz . . .

„What can we do for Madame Nhu", „Was könn' wir tun für Madame Nhu?" singt heute mit heiserer Stimme der Pianist in der Majestic-Bar von Saigon — ein Spottvers, in dem es heißt: „Gib ihr 'ne Million Dollar pro Tag, und noch immer wird sie nicht zufrieden sein."

Noch heute beherrscht die puppenhafte Madame die Stadt — auch wenn sie nur noch Stoff zu Klatsch hergibt: bösartigen, herzlosen Klatsch, der nicht einmal haltmacht vor den Gefühlen einer Mutter.

Nur hinter vorgehaltenen Händen tuschelt man über Madame und ihren einzigen Freund, der die Revolution überdauert hat — einen vietnamesischen General.

Er soll den drei in Saigon gebliebenen Kindern von Madame Nhu nach der Revolution bei der Ausreise behilflich gewesen sein.

Auch heute noch, im Exil, ist Madame Nhu souverän genug, um solche Gerüchte zu verachten. Sie zeigt allen Gegnern die kalte Schulter. Jetzt scheint sie nur noch ein Ziel zu haben — ihren Kindern eine gute Mutter zu sein.

In der nächsten Q QUICK





Ende gleich – alles gut

Diesmal sind vier (wohlgemerkt: **vier!**) Hauptwörter (Einzahl) aufzuspüren — und zwar Bezeichnungen für 4 Hauptbestandteile unserer Zeichnung. Zwei dieser Hauptwörter enden mit drei gleichen Buchstaben, die beiden andern mit vier gleichen. Beispiel: **Bogen, Reigen, Kragen, Magen.** Und nun noch eins: Entnehmen Sie bitte jedem Hauptwort den fünften Buchstaben. Richtig geordnet, ergeben diese Buchstaben bei richtiger Lösung ein Wort, das eine andere Bezeichnung für Paradies ist. Senden Sie bitte die vier Lösungswörter und dieses Schlüsselwort auf einer Postkarte (nicht im Briefumschlag) an den

Verlag der Quick, 88. Preisrätsel
8 München 3, Postfach 525

Einsendeschluß: 23. Dezember 1963

Gewinnerveröffentlichung
in Quick 3 (1964)

Der Lehrer steht erhöhten Platzes
als Mehrer unsres Wissensschatzes,
und teils aus Neigung, teils aus Pflicht
genießt man seinen Unterricht.

Die Tierwelt sandte zwei Vertreter,
ein dritter folgt (vielleicht) noch später.
Als Datum liest man: zwölften Dritten,
obgleich das Jahr schon vorgeschritten.



Teilnahmebedingungen:

Jeder kann sich an diesem Preisrätsel mit einer Einsendung beteiligen (Mitarbeiter des Quick-Verlages und deren Familienangehörige sind von der Teilnahme ausgeschlossen). Die Preisträger werden unter den richtigen Einsendungen durch das Los ermittelt. Aufsicht: Rechtsanwalt Dr. Romatka, München. Seine Entscheidung ist endgültig und unanfechtbar. Umtausch eines Preises oder Vergütung in DM ist nicht möglich. Teilnehmer im Ausland erhalten Gewinne nur, wenn sie eine Empfangsadresse in der Bundesrepublik angeben können.
Auf Gewinne, die infolge unleserlicher oder unvollständiger Absenderangabe oder aus sonstigen Gründen nicht zugestellt werden können, entfällt 3 Monate nach der Ziehung jeder Rechtsanspruch.

Das sind die Preise:

1. Preis: 1 Zanker-Waschautomat mit Programm-Automatik zu DM 1950,—

2. Preis: 1 Tonbandgerät mit Zubehör zu DM 575,—

3.—5. Preis: je 1 Star Mix Quirl

6.—20. Preis: je 1 elektr. Trockenrasierer Calor

21.—40. Preis: je 1 Diplomat Schreibgarnitur mit Etui

41.—60. Preis: je 1 Melitta-Kaffeeservice „Friesland Rispe"

61.—75. Preis: je 1 Geschenkkiste Spirituosen

76.—100. Preis: je 1 Dauertaschenlampe „Quicki"

101.—150. Preis: je 1 Geschenkkiste mit 2 Flaschen Markensekt

151.—250. Preis: je 1 Flasche Likör

251.—300. Preis: je 1 Roman

301.—400. Preis: je 1 Flasche Eierlikör

82. Quick-Preisrätsel aus Quick Nr. 43 vom 27. Oktober 1963
Lösung: Römer / Eimer / Hummer = **Reh**

Die Gewinner

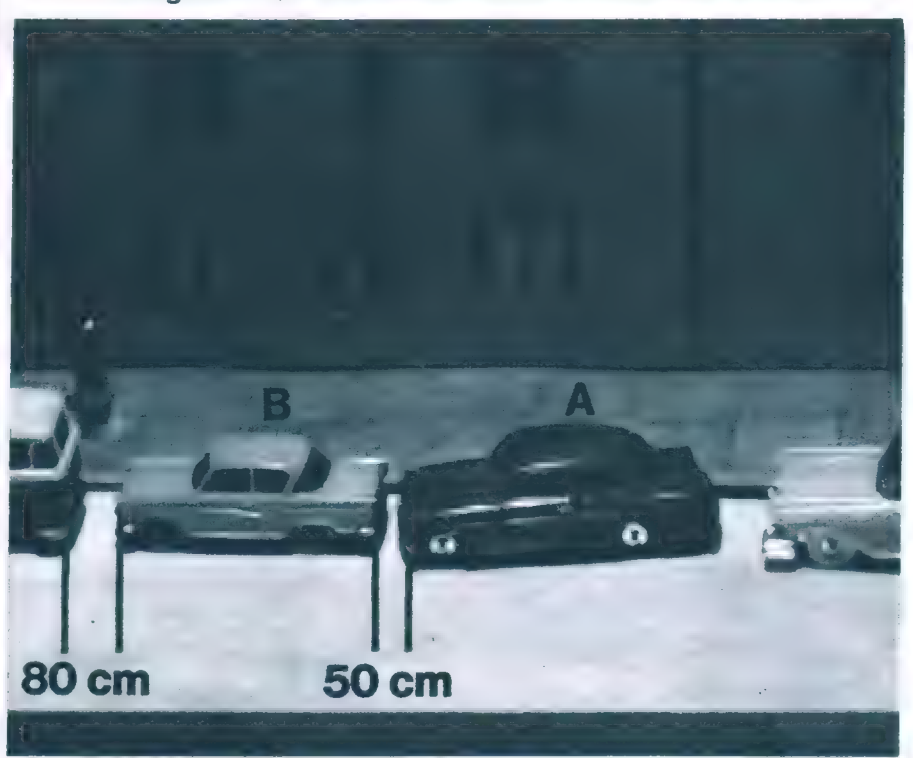
des 82. Quick-Preisrätsels aus Quick Nr. 43
Von den eingegangenen Lösungen wurden bedingungsgemäß folgende Gewinner durch das Los bestimmt:
1. Preis: 1 Küchenmaschine Velox Royal zu DM 728,—: Gertrud Bär, 65 Mainz, Boppstr. 42/II;
2. Preis: 1 komplettes Eßbesteck für 6 Personen zu DM 245,—: Heinz Günter Schmitz, 8 München 13, Bischof-Adalbert-Str. 27; **3.—5. Preis: je 1 Astron-Super-Tangentiallüfter zu DM 108,—:** Ilse Simon, 858 Bayreuth, Gerhart-Hauptmann-Str. 15½; Anni Staeffler, 858 Bayreuth, Adolf-von-Groß-Str. 7/I; Berta Pritsch, 7 Stuttgart-Fasanenhof, Holteiweg 10 B.
Sämtliche Gewinner wurden schriftlich benachrichtigt.





Fahrschule im Gerichtssaal (6)

QUICK berichtet über
Verkehrs-Urteile, die jeden Autofahrer angehen.
Huschke von Hanstein
sagt dazu, was man aus ihnen lernen sollte.



Wer andern vor der Nase parkt

Der Fall

Täglich passiert es, und von Tag zu Tag öfter: Ein Autofahrer quetscht sich unter Anwendung sämtlicher Tricks in eine knappe Parklücke. So auch Fahrer A. Glücklich über sein gelungenes Manöver verließ er sein Auto. Weniger glücklich war sein Vordermann (B). Er besah sich die Situation und kam zu dem Ergebnis: A ist zu dicht aufgefahren. Ich komme nicht mehr aus der Klemme. Vorsichtshalber befragte er noch einen erfahrenen Kraftfahrer. Der war der gleichen Meinung. Also zeigte Fahrer B seinen Hintermann an — wegen Verstoßes gegen die Grundregel der Straßenverkehrs-Ordnung: Niemand darf andere über Gebühr behindern oder belästigen.

Das Urteil

Ein Amtsrichter belehrte denn auch den Fahrer des Wagens A mit Hilfe einer Geldstrafe darüber, daß er dem Vordermann zu dicht auf den Pelz gerückt sei. Fünfzig Zentimeter Abstand nach hinten sei zu wenig, wenn der Vordermann nach vorn eine Lücke von 80 Zentimeter bis einen Meter gelassen habe. Von dieser Arithmetik ließ sich freilich der Angeklagte nicht überzeugen. Er ging bis vor das Oberlandesgericht Hamm. Und bekam recht. Die Richter machten nämlich die Probe aufs Exempel. Und siehe da — sie stellten fest: Bei einiger Geschicklichkeit, die bei einem Kraftfahrer vorausgesetzt werden muß, wäre der Fahrer B aus der Enge herausgekommen. Fazit: „Es bedeutet keinen Verstoß gegen § 1 StVO, wenn man sein Fahrzeug mit einem Abstand von nur 50 cm hinter einem anderen Fahrzeug abstellt, das seinerseits einen Abstand von 80 cm zu dem vor ihm abgestellten Fahrzeug hat."

Huschke von Hanstein



Ein Abstand von insgesamt 1,30 Meter genügt also juristisch. Praktisch reicht sogar viel weniger. Ich habe mir die Mühe gemacht und festgestellt, daß ganze 30 cm (vorn und hinten zusammengenommen) genügen, um fast jedes Auto aus der Lücke herauszufahren. Allerdings muß man dabei zwei- oder dreimal rangieren. Und die meisten Fahrer werden einen Aufpasser brauchen. Denn leider gehört die Stoßstange bei deutschen Autofahrern immer noch zur Intimsphäre Wehe, wenn ein anderer sie auch nur berührt. Warum sie wohl Stoßstange heißt? Die Amerikaner wissen es längst: Um damit Parkraum zu sparen. Um damit den Vorder- oder Hintermann beim Herausfahren aus der Lücke sanft ein Stück nach vorn oder hinten zu drücken. Was tut man, wenn man wirklich hoffnungslos eingekeilt ist? Ein Vorschlag unter vielen Möglichkeiten: Nehmen Sie ein Taxi und hängen Sie dem Parksünder einen entsprechenden Zettel an die Windschutzscheibe. Dann kann er immer noch wählen, ob er Ihre Taxi-Rechnung oder ein Strafmandat bezahlen will.

In der nächsten QUICK:

Fall 7

Schau nicht so lange um

QUICK RÄTSEL

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: **1.** Nachtschmetterling, **14.** französ. satir. Schriftsteller († 1553), **15.** Kartenwerk, **16.** versteckter Spott, **17.** Hinterlassenschaft, **19.** Zahl, **21.** japanischer General (Sieger von Port Arthur), **22.** Telegrafenagentur der UdSSR, **23.** physikalische Arbeitseinheit, **25.** Berichterstatter, **26.** Farbe, **27.** Straftat, **29.** kleine Mahlzeit, **31.** nord. Männername, **32.** Höhenzug bei Braunschweig, **34.** Fluß in Italien, **36.** russ. Gewicht, **39.** Stadt in Frankreich, **41.** Hang, **43.** träger Mensch, **47.** Singvogel, **48.** Dummheit, **49.** männl. Vorname, **51.** Halbton über G, **53.** Umfriedung, **54.** Sonderzuwendung, **58.** span.: Fluß, **59.** Titel für Kardinäle, **62.** Zahl, **63.** franz. Opernkomponist, **67.** Augendeckel, **69.** Umhang, **70.** heißer Springquell, **73.** Nachwort, **75.** Holzmaß, **77.** japan. Verwaltungsbezirk, **78.** Wink, **80.** Schweizer Dichter, **82.** Nebenfluß der Donau, **84.** Himmelsrichtung, **86.** Stifterfigur am Naumburger Dom, **87.** lat.: ist, **89.** Stockung, Stillstand, **92.** Nebenfluß der Warthe, **93.** Lebewesen, **94.** Nebenfluß der Save, **95.** engl. Zahlwort, **96.** Apothekergewicht, **97.** mürrischer Mensch.

Senkrecht: **1.** Opernstar, **2.** selten, **3.** Blasinstrument, **4.** Milchschleuder, **5.** Hohepriester, **6.** Tragstuhl, **7.** Tierfabelname, **8.** Nebenfluß der Donau, **9.** Ostseehafen, **10.** Stelle in einem Text, **11.** ägyptische Himmelsgöttin, **12.** Naturerscheinung, **13.** Hauptstadt von Burma, **18.** Flughafen von München, **20.** Muse, **24.** flüss. Fett, **26.** franz. Tondichter, **28.** Halbedelstein, **30.** Wildgeflügel-Ragout, **33.** Vergrößerungsglas, **34.** Stimmlage, **35.** Göttertrank, **37.** Hauptstadt von Indien, **38.** chic, **40.** griech. Gott der Zeit, **42.** arab. Fürstentitel, **44.** Auslese, **45.** Lumpenpack, **46.** kleines Behältnis, **50.** Wärmespender, **52.** franz.: ein, **54.** Befriedigung, **55.** Hauptstadt von Tunesien, **56.** Holzbehälter, **57.** Pardelkatze, **60.** engl. Anrede, **61.** afrik. Storchvogel, **64.** Söldnerheer, **65.** Schwimmvogel, **66.** Gewässer, **68.** amtl. Verfügung, **69.** röm. Statthalter, **71.** Vogel, **72.** dürres Zweigholz, **74.** Gebirgsübergang, **76.** sportliche Veranstaltung, **79.** religiöses Lied, **81.** Verpackungsgewicht, **83.** Theaterplatz, **85.** Gutschein, **88.** span. Küstenfluß, **90.** fertig gekocht, **91.** elektr. geladenes Atom.

1	2	3	4	5	6		7		8	9		10	11		12		13
14								■	15					■		■	
16						■	17	18			■	19				20	
	■			■	21				■	22				■	23		
	24	■	25								■		■	26			
27		28				■	29				30		■		■		
31				■	32	33		■	■			■	34		35		■
	■	36		37	■		■	38	■	■	39					■	40
41	42				■	43			44	45						46	
47					■	48						■	■	49			
■			■		50	■	■	51			■	52	■	53			
54			55				56				57		■	■	58		
	■			■	59							■	60	61	■	■	
62				■		■			■	63		64			65	66	■
	■	67		68	■	■		■	69								■
70	71				72	■	73	74					■	75			76
		■	■	77			■			■	78		79	■		■	
80		81				■	82			83	■	84			■	85	
86			■	87		88	■	89			90				91		
92			■	93				■	94			■		■	95		
96				■	97									■		■	

ZAHLEN-FÜLLRÄTSEL

In die Figur sind nachfolgende Begriffe einzutragen. Für jeden Buchstaben steht eine Zahl. Die gefundenen Wörter setze man in die entsprechend mit Zahlen gekennzeichneten Felder ein. Richtig gelöst, nennen die eingetragenen Buchstaben von 1 bis 110 fortlaufend gelesen den Vers eines Herbstgedichts von H. von Gilm (ch = 1 Buchstabe).

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48	49	50
51	52	53	54	55	56	57	58	59	60
61	62	63	64	65	66	67	68	69	70
71	72	73	74	75	76	77	78	79	80
81	82	83	84	85	86	87	88	89	90
91	92	93	94	95	96	97	98	99	100
101	102	103	104	105	106	107	108	109	110

1. Himmelskörper (1, 22, 23, 45, 55), **2.** vorweihnachtl. Zeit (6, 16, 82, 3, 24, 42, 14, 41, 3, 110, 12), **3.** Gartenfrucht (31, 93, 9, 63, 43, 10, 87, 3), **4.** Herbstblumen (58, 71, 52, 18, 57, 103), **5.** Prachtstraße (6, 69, 88, 101, 61), **6.** europ. Hauptstadt (38, 46, 84, 35, 46, 27), **7.** hohes Fest (76, 86, 17, 60, 67, 6, 15, 105, 64, 34), **8.** deutsches Herrschergeschlecht (60, 83, 60, 48, 34, 104, 47, 50, 7, 21, 26, 49), **9.** Komödie von Shakespeare (18, 110, 103, 14, 46, 107, 108, 78, 62, 74, 6, 15, 56, 75, 40, 54, 58, 20, 108), **10.** Ekel (98, 36, 95, 92, 28, 76, 77, 4, 5, 29, 97), **11.** Applaus (91, 90, 13, 8, 109, 5, 69), **12.** Haushaltsgerät (2, 33, 53, 30, 106, 94, 91), **13.** zurückgezogen lebender Mensch (37, 89, 44, 51, 99, 100, 32, 4, 80, 81), **14.** Wintersport (53, 65, 72, 5, 70, 66, 8), **15.** größeres Dorf (59, 96, 108, 39, 102, 11, 19, 100), **16.** deutscher Sprachforscher (68, 73, 85, 96, 11), **17.** israelitischer König (25, 6, 82, 17, 79).

SILBENRÄTSEL

as — be — bei — bi — cha — char — dak — de — de — dell — dem — ei — eis — el — er — eth — gant — gau — gie — gis — hal — hol — in — in — irr — la — land — las — lo — ma — me — mo — nar — nes — nie — nil — no — on — rak — re — re — re — re — schwamm — schuld — sel — sern — seur — sinn — sit — so — ta — tan — taub — ter — ter — tern — ti — to — tra — tri — un — vue — wal — zer

Aus diesen Silben bilde man 25 Wörter, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Johann Wolfgang von Goethe ergeben (ch = 1 Buchst.) 1. Ruhmeshalle bei Regensburg, 2. gelber Speisepilz, 3. Spielleiter, 4. Körperorgan, 5. Quertreiber, 6. Staatsurkunde, 7. doppelsitziges Fahrrad, 8. Kinderkrankheit, 9. winterliche Veranstaltung, 10. europäischer Staat, 11. Schriftleitung, 12. Fangleine, 13. Geisteskrankheit, 14. Erziehungsberechtigte, 15. Schöffe, 16. männl. Vorname, 17. Tugend, 18. Wundenrückstand, 19. griech. Göttin der Fruchtbarkeit, 20. Antilopenart, 21. kleines musikal. Vorspiel, 22. Wesensart, 23. Heilpflanze, 24. Vorbild, Muster, 25. Völkerkunde.

1. ....
2. ....
3. ....
4. ....
5. ....
6. ....
7. ....
8. ....
9. ....
10. ....
11. ....
12. ....
13. ....
14. ....
15. ....
16. ....
17. ....
18. ....
19. ....
20. ....
21. ....
22. ....
23. ....
24. ....
25. ....

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 48

KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht:* 1. Selbstwaehlferndienst, 16. Tau, 19. Agent, 20. Arco, 21. neun, 22. Fach, 23. Lei, 24. Ablehnung, 27. Ursache, 30. Uhr, 31. Blende, 33. Tirana, 35. erkoren, 37. Roemer, 40. Gin, 41. Kaelte, 43. Fiume, 44. Inka, 45. Mief, 47. Zonen, 48. Neuss, 49. Ahle, 51. Tuemmler, 53. k. o., 54. Arm, 56. Los, 58. Tag, 59. Ai, 60. Aroma, 61. Tenne, 63. Aster, 64. Abgrund, 67. Eier, 68. Ate, 69. Allee, 71. Siegellack, 75. Rat, 76. Lena, 78. Smetana, 81. Lade, 84. Lateran, 85. Gedanke, 87. Sprudel, 90. Bett, 91. der, 94. Milieu, 95. Dreh, 97. Nemea, 99. Reederei, 100. Ale, 101. Ena, 102. Gnu, 103. si, 104. Anzeige. — *Senkrecht:* 1. Salbei, 2. Egel, 3. Leierkasten, 4. Stade, 5. Wal, 6. Are, 7. echt, 8. Honig, 9. Finanzminister, 10. Rn., 11. neu, 12. Dur, 13. Insel, 14. Nacken, 15. Soho, 16. Taunus, 17. Ach, 18. Uhrzeiger, 25. Bemme, 26. Uri, 28. Art, 29. Erfurt, 32. Noah, 34. Akne, 36. Eismeer, 38. Ei, 39. Retabel, 42. Aera, 46. Fugger, 50. Lyra, 52. Maus, 53. Koeln, 55. Anet, 56. Laaland, 57. Osten, 58. Tal, 62. Niam-Niam, 65. Demeter, 66. Ekzem, 70. Ladung, 72. Gerte, 73. Eta, 74. landen, 77. Alpha, 79. Udine, 80. Reue, 82. Ar, 83. Eden, 86. Kelch, 87. Sen, 88. Emu, 89. le, 92. Erz, 93. Ree, 96. Re, 98. As.

SILBENRÄTSEL: 1. Eskorte, 2. Signal, 3. Konfekt, 4. Abendkleid, 5. Nagasaki, 6. Notar, 7. Dänemark, 8. Isolde, 9. Elemi, 10. Eigensinn, 11. Hagebutte, 12. Routine, 13. Elisabeth, 14. Dürer, 15. Iphigenie, 16. Essig, 17. Sonate, 18. Eigelb, 19. Rose, 20. Westen. — „Es kann die Ehre dieser Welt dir keine Ehre geben."

JEAN ANOUILH: 1. Dietrich, 2. Regulus, 3. Bigamie, 4. Terrine, 5. Narkose, 6. Marotte, 7. Termite. — Die Grotte.

AUS DREI MACH EINS: 1. Donnerkeil, 2. Eberhard, 3. Maulwurf, 4. Waterloo, 5. Abendmantel, 6. Cherbourg, 7. Heiserkeit, 8. Steilwand, 9. Estomihi, 10. Nebelkrähe, 11. Dodekanes, 12. Esperanto, 13. Neandertaler, 14. Geldbetrag, 15. Eberesche. — „Dem wachsenden Geld folgt die Sorge."

RATEN UND RECHNEN:

98 — 90 = 8
: — :
7 × 12 = 84
14 + 78 = 92

Der Roman, den QUICK allen Frauen widmet

Kriegstrauung in Berlin. Ein paar Wochen Ehe. Ein Sohn, der geboren wird, als sein Vater längst gefallen ist. Das sind die Stationen im Leben der jungen Doris Mansfeld, geborene Wingert. Mit dem kleinen Andreas kehrt sie in ihr Elternhaus zurück. Dort geht noch alles seinen gewohnten Gang: Die Bombenangriffe haben das Haus verschont. Oberstleutnant Wingert glaubt an den Sieg. Seine Frau bangt um ihren Sohn Erich in Rußland. Hannelore und Walter, die beiden anderen Kinder, leben in den Tag hinein. Nur die skeptische Großmutter sieht klar — in eine schlimme Zukunft. Da kommt Erich auf Urlaub, verwundet. Er bringt einen Kameraden mit, Hauptmann Kaminsky. Kaminsky sucht Betäubung, Vergessen. Im Alkohol. Bei Mädchen. Und schließlich bei Doris...

Doris nahm Kaminsky mit zu ihren Eltern. Er schaffte es sofort, einen günstigen Eindruck zu machen. Der Mutter imponierten seine Höflichkeit, seine Manieren. Und Vater Wingert sah mit Befriedigung das EK 1 an der Brust. Hannelore fand ihn toll aussehend, und für Walter genügte es, daß er der beste Freund seines Bruders Erich war.

Erich war überrascht, wie fröhlich Kaminsky war.

Er nahm seine Schwester beiseite. „Wie hast du das geschafft?"

Doris hob die Schultern. „Auf die einfachste Weise." Aber sie wich den Blicken ihres Bruders aus und setzte sich zu ihrer Großmutter.

Die sagte: „Weißt du, daß du immer so zu mir gekommen bist, wenn du etwas angestellt hattest?"

„Ich glaube, ich habe jetzt auch etwas angestellt", gestand Doris unsicher.

„Das sieht man diesem Menschen an", sagte die Großmutter trocken.

„Was sollte ich machen, er war einfach wie versessen."

Das stärkere Geschlecht

Die Geschichte einer deutschen Familie von Herbert Reinecker

Sie verstand nicht, warum die Großmutter zu lachen begann.

„Kann man da nicht mitlachen?" fragte Erich.

Aber die Großmutter winkte ab. „Ein Geheimnis unter Frauen."

Hauptmann Kaminsky war im Gespräch mit Oberstleutnant Wingert. Über den weiteren Verlauf des Krieges selbstverständlich.

Und Kaminsky meinte, daß die Frühjahrsoffensive Klarheit schaffen würde. „Wir sind keine Winterkrieger und keine Stellungskrieger. Wir haben es nicht gerne, an einem Ort länger sein zu müssen. Es stellt sich Langeweile ein, Schlaffheit. Eine Truppe, die anfängt, Karten zu spielen, taugt einfach nichts. Es gibt da so entsetzliche Kleinigkeiten, die quälen."

Kaminsky sah das Dorf in den Waldai-Höhen vor sich, spürte die Kälte noch, dreißig Grad, vierzig Grad unter Null. Er sah vor der Hütte den glasigen grünen Berg von gefrorenem Urin und das kleine zottige Pferd im Stall, das reifbedeckt war vom eigenen Atem . . .

—

Abends gingen sie aus: Erich, Kaminsky, Doris und Hannelore. Ins „Delphi". Ein Tanzpalast, mit Teppichen ausgelegt, seidene Tapeten, Wärme. Fünfzehn Mann Musik und sich drehende Lichter.

Kaminsky stand wie gebannt. „Das gibt es noch?" Dann lächelte er zu Doris und Hannelore. „Und zwei so hübsche Mädchen."

Kaminsky sah das weiche gelbe Haar von Doris, den geschwungenen Bogen dieses Haares über der Stirn.

Das schwarze Kleid fiel leicht, straffte sich, ein Spiel von Falten unter jeder Bewegung. Das Körperliche verriet sich mehr, als es sich verbarg.

Hannelore war eine Spur kleiner als Doris. Nicht geheimnisvoll, sondern direkt. Sie strahlte Kaminsky an. „Die spielen ja Jazz."

Es war nicht leicht, einen Tisch zu bekommen. Aber als sie endlich saßen, fand Erich: „Das ist wie in Paris — voll von Mädchen, und Gott sei Dank nehmen sie den Krieg nicht so wichtig wie die Patrioten, die es auch gegeben hat. Einmal war ich in einem kleinen Dorf im Quartier. Meine Nachbarin hatte eine Tochter. Ich wollte bei ihr mein Französisch verbessern, und sie interessierte sich für Deutsch."

„Und was habt ihr euch beigebracht?" wollte Hannelore wissen.

„Etwas anderes", murmelte Erich.

Kaminsky hob sein Glas, um Doris zuzutrinken. „Das ist der schönste Abend meines Lebens."

Und Doris dachte seufzend: Er sagt es so, daß man es ihm glaubt.

Aber auch sie hatte der Wein in eine fast fröhliche Stimmung gebracht. Sie musterte Kaminsky: So übel war er gar nicht.

Als sie das „Delphi" verließen, war die Nacht sternklar.

Erich sah zum Himmel. „Heute kommen sie offenbar nicht."

Kaminsky nahm den Arm von Doris. „Es ist zu hell, um uns zu töten." Seine Hand umschloß Doris' Arm, war wieder flehende Nervosität. „Fahrt ihr jetzt nach Hause?" fragte er leise.

„Ja."

Kaminsky senkte den Kopf. Er zitterte plötzlich in der Kälte der Nacht.

Schweigend sah er zu, wie sie die S-Bahn bestiegen. Hannelore hauchte noch ein Loch in die vereiste Scheibe, um Kaminsky zu sehen, dann fuhr der Zug an.

„Doris", sagte Hannelore unüberhörbar, „der ist ganz verrückt nach dir."

„Wie kommst du darauf?"

„Weil er mich nicht einmal angesehen hat."

Und Erich sagte leise: „Er braucht ein bißchen Hilfe." Er sah Doris dabei nicht an.

„Wer braucht die nicht?" fragte Doris. Es klang fast wie eine Verteidigung.

„Du", antwortete Erich leise. Er setzte sich ganz plötzlich zwischen

Das stärkere Geschlecht

seine Schwestern, legte seine Arme um die Schultern der beiden Mädchen und zog sie an sich.

Ein Landser, der an der Tür stand, sah herüber. Offizier müßte man sein, dachte er: immer doppelte Portionen.

—

Kaminsky kam jeden Tag. Er wuchs auf eine unauffällige Weise in die Familie hinein, und es wurde zur Gewohnheit, immer ein Gedeck mehr aufzulegen.

Frau Wingert war hingerissen von ihm, zumal Erich einmal, fast unbeabsichtigt, gesagt hatte, Kaminsky habe ihm das Leben gerettet.

„Solche Freundschaften halten für das Leben", sagte der Oberstleutnant.

Nur die Großmutter machte die allgemeine Begeisterung nicht mit.

Die Schwachen sind immer höflich, dachte sie. Was bleibt ihnen anderes übrig? Sie sind darauf aus, alle fabelhaft zu finden.

An einem Abend, als Kaminsky gegangen war, nahm der Oberstleutnant Doris beiseite und setzte ein ernstes Gesicht auf. „Dieser Mann meint es ehrlich. Ich könnte mir denken, daß er Absichten hat."

„Die hat er." Doris lächelte. „Er fragt andauernd."

„Ich verstehe nicht." Oberstleutnant Wingert war verdutzt.

Ganz plötzlich bekam Doris Lust, ihren Vater herauszufordern. „Wovon sprichst du eigentlich?" fragte sie.

„Na, vom Heiraten."

„Dann sprechen wir von zwei verschiedenen Dingen, Vater. Er brauchte eine Frau, und die war ich ihm."

Der Oberstleutnant stand, als habe ihn der Schlag getroffen. „Das ist doch nicht wahr", flüsterte er. Er starrte seine Tochter an, unfähig, mehr zu sagen. „Der Mensch wird dich heiraten", sagte er schließlich.

„Das wird er nicht."

„Ich werde ihn dazu zwingen."

„Es wird dir leichtfallen, ihn zu zwingen. Aber mich kannst du nicht zwingen. Auf den Gedanken würde ich nie kommen."

Oberstleutnant Wingert atmete schwer.

Doris wunderte sich selber, daß sie kein Mitleid mit ihm hatte. Aber ihr war, als habe sie nur darauf gewartet, ihrem Vater einmal etwas zu sagen, was ihn erschüttern könnte.

„Das ist doch nicht in Ordnung, Doris", flüsterte er.

„Ich weiß nicht, was du Ordnung nennst", sagte sie ungeduldig. „Die Ordnungen, die du meinst ... Vielleicht waren die einmal richtig, aber nun sind sie es jedenfalls nicht mehr."

Die Großmutter stand in der Tür. Sie sah ihren Sohn hilflos stehen, sah Doris an, dann wieder den Oberstleutnant. „Du siehst nicht aus, als hättest du eine frohe Nachricht erhalten."

„Hol euch der Teufel", rief der Oberstleutnant wütend aus und verließ das Zimmer.

„Er hat geschrien!" Die Großmutter lächelte.

Auch Doris mußte lächeln. „Das hat mir gefallen, Oma."

„Ich liebe kräftige Stimmen. Dein Großvater hatte eine Stimme, mit der man Ochsen erschrecken konnte. Heutzutage benutzt man Stimmen nur, um sich verständlich zu machen, und selbst das gelingt ihnen nicht."

„Wollen wir etwas trinken, Oma?" fragte Doris.

—

Kaminsky lag neben ihr. Sein Atem war ganz leise, kaum mehr hörbar.

„Ich denke daran", sagte er leise, „daß es viele gibt, die so wie wir jetzt irgendwo im Dunkeln liegen und sich zu retten versuchen."

„Wovor retten?" Doris zog an ihrer Zigarette.

„Vor dem, was da draußen ist, vor dem, was so schwer zu verstehen ist." Ganz ruhig fuhr er fort: „Ich weiß, was für einen Eindruck ich auf dich mache. Wie ein Mensch, der sich eine Decke über den Kopf ziehen will." Er lächelte schwach. „Am liebsten eine Bettdecke. Ich fürchte mich. Nicht vor dem Tod. Vor dem auch, aber nicht so sehr. Ich fürchte mich vor etwas ganz anderem." Er machte eine Pause, ehe er langsam gestand: „Vor den Sachen, die nicht klar sind."

„Welche?" fragte Doris.

„Wir wurden aus einem Wald heraus beschossen. Immer wieder. Wir kämmten den Wald durch und fingen drei Männer. Sie hatten keine Waffen. Aber sie trugen gute Schuhe, und sie hatten das richtige Alter. In den Dörfern gab es keine Männer zwischen achtzehn und fünfzig. Aber diese hatten das Alter.

Aufhängen ... hieß der Befehl.

Der eine Gefangene war achtzehn, der andere zwanzig, zwei Brüder. Der dritte ungefähr vierzig. Wahrscheinlich waren sie wirklich Partisanen, aber genau, ganz genau wußte ich es nicht, verstehst du."

„Warum mußten Sie das tun?"

„Weil ich Kompaniechef war, Ortskommandant. Ich wußte nicht, wie man Menschen aufhängt. Und da kam mein Fahrer angelaufen und brachte mir ein Abschleppseil. ‚Das geht, Herr Hauptmann', sagte er. Und: ‚Man stellt sie auf einen Tisch, und den Tisch stößt man dann um.'

So stellten sie einen Tisch unter einen Baum. Es war Winter, alles weiß, ohne Farbe. Der Baum wirkte schwarz und graphisch, der Tisch mit seinen dünnen Beinen auch." Er versuchte zu lächeln. „Ich zeichne gern, weißt du. In der Schule sagte man mir, ein Tisch sei das Symbol von Gemeinsamkeit, und es sei ein großer menschlicher Fortschritt gewesen, ihn zu erfinden. Man sitzt um ihn versammelt, man ißt an ihm. Und man dankt Gott für das, was man ißt. Es werden mehr Gebete am Mittagstisch gesprochen als vor dem Altar. Nun stand er da, der Tisch. Schwarz unter einem schwarzen Baum. Man stellte den ersten Mann darauf, er stand ganz ruhig, ebenso schwarz wie der Tisch, wie der Baum."

Sein Atem wurde ganz heftig. „Dreimal wurde der Tisch umgeworfen." Kaminsky fuhr herum und sah Doris ins Gesicht. „Bei den Mädchen neulich, in der Knesebeckstraße, ich weiß nicht weswegen, da war es wieder da: Ich mußte den Tisch umwerfen ... Ich ..."

Doris ertrug seine Stimme nicht

länger. Sie faßte ihn an den Schultern, schüttelte ihn. „Sie dürfen sich davon nicht umbringen lassen. Es wird Sie ja umbringen."

„Das wird es sowieso", murmelte Kaminsky. „Aus diesem Krieg kommt niemand gesund nach Hause. Ich werde nie mehr einen Tisch zeichnen können. Und damit wäre ich wahrscheinlich noch gut davongekommen."

Kaminsky legte das Gesicht auf das Kissen und schlief ein.

Doris stand auf. Sie machte kein Licht. Sie ging in die Küche und holte sich eine Scheibe Brot. Sie setzte sich auf den Küchenstuhl und aß im Dunkeln.

Ihre Großmutter hatte einmal gesagt: „Wenn Leute aufgeregt sind, essen sie entweder überhaupt nichts oder es ist das erste, was sie tun."

Ich muß sehr aufgeregt sein, dachte Doris. Er hat mich ganz verrückt gemacht mit seiner Geschichte.

Noch am Abend hatte Kaminsky sie gefragt: „Heiratest du mich?" Und sie hatte gesagt: „Ich glaube nicht."

Kaminsky hatte sie angesehen und gelächelt: „Ich würde es auch nicht tun."

Himmel, dachte Doris, ein Leben mit einem Mann, der sich nicht mehr unbefangen an einen Tisch setzen kann?

Ein Gedanke erschreckte sie plötzlich: Ob sie alle so werden? Dieser erzählt mir, was er für Schwierigkeiten mit sich selbst hat, weil er ehrlich ist. Ein anderer erzählt es einem nicht. Aber ich sage „Sie" zu ihm. Das sagt ihm alles und mich schützt es.

Ich werde nicht heiraten, dachte sie.

Kaminsky rührte sich nicht, als Doris die Wohnung verließ.

—

Gegen Mitternacht war sie zu Hause bei ihren Eltern.

Erich wartete auf sie. Er saß im Sessel unter der Leselampe und las.

Doris war noch völlig durchgefroren, aber sie lachte.

„Warum lachst du?" fragte er.

„Es sieht zu schön aus, wenn jemand ganz normal in einem Sessel sitzt und ein Buch liest."

Er küßte Doris, rieb ihr die kalten Hände. „Du bist fast erfroren."

Die Haustür ging wieder: Hannelore kam nach Hause. Auch sie war durchgefroren, aber ihr Gesicht glühte.

„Weißt du, wie du aussiehst?" sagte Doris. „Als ob du betrunken bist."

„Vielleicht bin ich's", sagte Hannelore.

„Wo warst du? Was hast du gemacht?"

Hannelore musterte ihre Schwester spöttisch. „Dasselbe wie du." Sie ging ohne ein weiteres Wort die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

„Sie ist in Gefahr", sagte Erich. „Du viel weniger."

Doris lachte. „Weißt du, was Oma mal sagte? Sie sagte: Du lebst in der Wohnung, Hannelore auf dem Balkon."

„Oma ist am wenigsten in Gefahr. Sie gebraucht ihren Verstand und erwartet nichts mehr vom Leben."

„Und Mutter?"

„Mutter hat es schwer. Sie lebt in einer ganz falschen Zeit, in einer ganz falschen Umgebung. Weil sie den falschen Mann geheiratet hat."

Doris starrte ihren Bruder an.

„Das ist meine Meinung immer gewesen", lächelte Erich. „Mutter wird erst wach, wenn sie Tradition zu pflegen hat. Aber Traditionen kommen aus der Mode. Und wir schaffen keine neuen. Ich liebe Mama."

„Was sagst du von Vater?"

„Das wird schlimm." Erich wurde ganz ernst. „Er ist ein guter Kerl. Er tut nichts Imponierendes. Er sieht bloß so aus."

„Und Walter?"

„Man bläst in seinen Kopf hinein, und genauso kommt es heraus. Ein Kind."

So saßen sie beisammen und besprachen ihre Familie.

„Und ich dachte, wir sind alle fabelhaft", meinte Doris.

„Wir sind es so gut und so wenig wie alle anderen. Wie sie sind, war nie wichtig. Aber es wird wichtig. Es werden ganze Familien auseinanderlaufen wie Leute, die sich zufällig auf einem Bahnhof getroffen haben."

„Wir auch?"

„Wenn nicht, dann deinetwegen."

Doris starrte ihn an. „Wieso meinetwegen?"

„Ich kann's nicht erklären." Erich hob die Schultern.

—

Drei Tage später verabschiedete sich Kaminsky.

„Ich werde Sie wirklich vermissen", sagte Frau Wingert.

Auch die Großmutter drückte ihm kräftig die Hand. „Alles Gute."

„Wird schon schiefgehen." Kaminsky lächelte.

Später sagte die Großmutter zu Doris: „Dieser Kaminsky ist kein schlechter Mann. Er hat nur eins . . ."

„Zuviel Phantasie", unterbrach sie Doris. „Ich weiß nicht, warum das so schlimm sein soll."

„Phantasie, liebes Kind, verviel-

Das stärkere Geschlecht

facht jeden Schrecken. Nur die Phantasie ist imstande, eine Seele so kräftig ins Taumeln zu bringen wie bei diesem Kaminsky. Ich hasse Leute, die keine Phantasie haben. Aber nach Lage der Dinge muß man sie auch beneiden.“

Doris brachte Kaminsky zum Bahnhof Zoo.

Da kamen einzelne, die ihren Rucksack in der Hand schleppten, der Stahlhelm baumelte daran und die Gasmaske. Die andere Hand hielt den Karabiner. Da kamen junge Soldaten, umgeben von der Familie.

An einem geschlossenen Kiosk stand ein Feldgrauer und umarmte eine Frau. Er hielt ihr Gesicht dicht vor sich, hatte es mit den Händen umfaßt und sprach langsam auf einen schweigenden Mund ein.

Zwei Mann der Feldgendarmerie, die funkelnden Blechschilde auf der Brust, spazierten durch die Menge. Sie gingen wie Zwillinge, wie Automaten in Grau und Silber. Am Ende der Halle brach sich fahles Licht an schwarzen Wölbungen.

Ein kalter Wind fegte Papier über den Bahnsteig, Reste von Zeitungen. Er ließ dünne Mäntel wehen, färbte Gesichter und Hände ins Frostrote. Namen tauchten aus dem allgemeinen Gemurmel auf: Königsberg, Staraja Russa, Smolensk, Wilna. Die russischen Namen schwebten ein bißchen länger in der Luft.

Doris sah durch die schmutzblinden Bahnhofsfenster hinüber zur Gedächtniskirche. Die Stadt zeigte ein normales Bild, aber dieser Bahnhof war eine Wunde, eine verkrustete schmutzige Wunde.

Kaminsky sah Doris an.

„Ich habe zu danken“, sagte er. „Ich habe nun etwas, woran ich mich erinnern kann.“

„Ich glaube, der Zug wird sehr voll“, sagte Doris.

„Dafür kommen sie leerer zurück.“

Himmel, dachte Doris, ich werde auf keinen Bahnhof mehr mitgehen.

„Könnte sein“, meinte Kaminsky, „daß ich zurückkomme. Irgendwann einmal . . . Werde ich Sie wiedersehen?“

„Natürlich. Besuchen Sie uns nur.“

„Schade, daß Sie mich nicht lieben.“ Und als wolle er ihr keine Gelegenheit geben, etwas zu erwidern, sagte er schnell: „Aber das kann ja anders werden. Man muß nur Glück mit den Zeitpunkten haben.“ Er lächelte. „Meine Theorie: Liebe ist eine Sache des richtigen Zeitpunkts.“

Doris wurde unruhig. „Ich werde Ihnen schreiben.“

Kaminsky lachte plötzlich auf. Er küßte Doris und drängte sich in den überfüllten Zug.

Langsam fuhr der Zug aus der Halle, hinaus in die weiße Winterhelle. Das Licht stürzte sich auf ihn, und das Bild verwischte, als würde es unter Tränen gesehen.

Fortsetzung in der nächsten





Wer mit wem?

Der amerikanische Ex-Präsident **Harry S. Truman** (Demokrat) empört sich in aller Öffentlichkeit darüber, daß sein republikanischer Nachfolger **Eisenhower** mehr Pension bekommt als er. Arbeit und Verantwortung seien in beiden Fällen genauso schwer gewesen.

Da sich **Liz Taylor** mit ihrem langjährigen Manager **Kurt Frings** überworfen hat, übertrug sie einen Teil ihrer Geschäfte dem Schauspieler **Michael Wilding.** Er war ihr zweiter Ehemann.



Garantiert Yvonne volle Kassen für die Folies?

Im nächsten Jahr wird Folies-Bergères-Star **Yvonne Ménard** als Cleopatra allabendlich in 12 Minuten 18mal das Kostüm wechseln. Diese Darbietung der Umzieh-Rekordlerin Yvonne wird (so hofft man) einen lange nicht mehr erlebten Sturm auf die Kassen des ehrwürdigen Pariser Revue-Theaters auslösen.



Paul und Thea freiwillig ohne Führerschein

Professoren-Darsteller **Paul Henckels,** der kürzlich mit Ehefrau **Thea** seinen 78. Geburtstag feierte, will gemeinsam mit **Tilla Durieux,** 83, alte Menschen in Verkehrsfragen beraten. Ob das im Rahmen einer ständigen Fernsehsendung geschehen wird, steht noch nicht fest. Fragen an Verkehrs-Professor Henckels erreichen ihn vorläufig über die Bundesverkehrswacht in Bonn, Urstadtstraße 2. Seinen mit ihm altgewordenen Führerschein hat der vorsichtige Paul inzwischen freiwillig abgegeben.

Neuseelands Generalgouverneur **Sir Bernard Fergusson** fliegt demnächst zu einer Party mit amerikanischen Marine-Einheiten zum Südpol. Falls er dort infolge schlechten Wetters nicht landen kann, will er sein Mitbringsel (zwei Flaschen Whisky) mit Spezial-Fallschirmen abwerfen.

Vor dem Münchener Putzfrauen-Mangel floh Junggeselle **Harald Dietl** nach Berlin. Dort spielt er unter der Regie **Erwin Piscators** an der Freien Volksbühne den Graziano im „Kaufmann von Venedig". Die Hauptrollen spielen **Hilde Krahl** und **Ernst Deutsch.**

Um Hafer für seine Polo-Pferde in Neuilly (bei Paris) kaufen zu können, will Alt-Playboy **Porfirio Rubirosa** eine gut dotierte Stellung annehmen. Er denkt dabei an einen Direktorposten in einer internationalen Firma.

Schriftsteller **Hans Habe** erlebt den Erfolg seines Romans „Die Tarnowska" zur Zeit persönlich in den USA. In Hollywood trifft der Autor **Romy Schneider,** die für die Titelrolle der Tarnowska verpflichtet wurde. Von **Sophia Loren** ist nicht mehr die Rede. Hans Habe: „Romy ist mir lieber. Sie ist meine Gräfin." In Amerika heißt Habes Roman nämlich „The Countess", die Gräfin.

In Gegenwart der Kennedy-Schwester Prinzessin **Lee Radziwill** hat sich Öl-Spediteur **Aristoteles Onassis** im Pariser Club de l'Etoile über einen Oberkellner beschwert. Der Mann hatte auf die Whisky-Flasche von Aristoteles „Onasis" geschrieben. Das fehlende „s" kostete den dienstbaren Geist einen wesentlichen Teil des sonst üblichen Trinkgeldes.

Soviel für heute. Nächste Woche hören Sie wieder von Ihrem

Anatol Aber

08/15 heute

Der Roman der Bundeswehr von Hans Hellmut Kirst

Wir müssen jetzt unbeirrt unsere Pflicht tun", verkündete Oberleutnant von Strackmann. „Die Angelegenheit ist mir zwar sehr peinlich — aber sie ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen."

„Tun Sie also das, was Sie Ihre Pflicht nennen", sagte Kompaniefeldwebel Kirschke müde.

Der Oberleutnant ließ sich mit dem Truppendienstgericht verbinden. Trotz der späten Stunde erreichte er einen Wehrdisziplinaranwalt namens Minzlaffe. Ihm trug er den „Fall Recht" vor.

Minzlaffe erklärte lapidar: „Das ist ein absolut klarer Vorgang. Tätlicher Angriff auf einen Vorgesetzten. Bitte, leiten Sie uns die dazugehörigen Unterlagen zu."

„Und Sie sehen keinerlei Möglichkeiten, eventuell, unter Umständen, bei Berücksichtigung aller Auslegungen der bestehenden Bestimmungen . . ."

„Bedaure — nein", antwortete Minzlaffe. „In diesem Fall — da können Sie ganz beruhigt sein — ist die Rechtsgrundlage ganz klar. Eine mittlere Gefängnisstrafe wird unvermeidbar sein."

Strackmann legte den Telefonhörer auf die Gabel, als hätte er einen Kranz niederzulegen. „Das", sagte er, „habe ich nicht gewollt."

„Aber Sie haben es getan", stellte Kirschke fest.

Der Oberleutnant neigte seinen dekorativen Kopf: Damit versuchte er Schicksalsergebenheit anzudeuten.

—

„Ich bedauere diese Situation", versicherte Hauptmann Treuberg. „Aber ich kann nichts dagegen tun."

„Schon gut", erklärte Hauptmann Ahlers. „Was erwarten Sie von mir?"

Der Hauptmann Treuberg — gestern noch Ahlers' Stellvertreter, heute sein Chef — stand unbeirrt hinter dem Schreibtisch. „Sie glauben gar nicht, Herr Ahlers, wie leid mir das alles tut! Aber ich muß von Ihnen eine genau detaillierte Schuldenerklärung fordern — im Auftrag von Oberst Turner."

Hauptmann Ahlers zog sich in einen Nebenraum zurück und begann, die geforderte Erklärung zu fixieren.

Bei dieser deprimierenden Tätigkeit wurde er von Viktor Voßler, dem Oberfeldwebel, gestört. Der sagte: „Ich möchte dich nur an eines erinnern: Freunde sind Freunde!"

Ahlers sah zu Voßler auf. „Überschätze so was nicht! Hier geht es allein um nüchterne Tatbestände, Viktor."

„Klaus, ich verlange von dir, daß du mich für deinen Freund hältst. Dementsprechend solltest du dich benehmen."

Ahlers nickte. Dann vervollständigte er seine Aufstellung. Die Endsumme betrug genau: 11 350 DM — in Worten: elftausenddreihundertfünfzig Deutsche Mark. Und nahezu alle diese Gelder waren für die ärztliche Behandlung von Carolin ausgegeben worden.

Diese Bilanz nahm Treuberg mit unbeweglichem Gesicht entgegen und leitete sie an Oberst Turner weiter. Der befahl Hauptmann Ahlers zu sich.

„Wie konnte es nur dazu kommen", sagte er, während er betrübt seinen Gelehrtenkopf wiegte.

„Herr Oberst", sagte Ahlers, „ich weiß eine Möglichkeit, diese Verpflichtungen kurzfristig aus der Welt zu schaffen: Mein Vater hat meiner Schwester und mir ein Grundstück vererbt, auf dem ein Haus steht. Ein Objekt, das möglicherweise vierzigtausend Mark einbringt. Ich will versuchen, in den nächsten Tagen meinen Anteil daran zu kassieren."

„Also schön, ich bewillige Ihnen einen Urlaub von zehn Tagen. Wenn es Ihnen bis dahin gelingen sollte, diese Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, kann ich das nur begrüßen."

—

Ein paar Tage später — Carolin Ahlers wartete im Krankenhaus auf ihre Operation, und ihr Vater bemühte sich, seine Erbschaft einzutreiben — tuckerte ein grüngrauer Volkswagen durch die Offizierssiedlung der Luftwaffe. Darin saßen zwei Männer in Zivil. Vor dem Haus, in dem Hauptmann Ahlers wohnte, stiegen sie aus und klingelten.

Als die Tür geöffnet wurde, stellte der eine seinen Fuß dazwischen, während der andere sanft fragte: „Sind Sie Frau Ahlers?" Und als diese Frage bejaht wurde: „Wo ist Ihr Mann?"

„Verreist", sagte Frau Ahlers.

„Sieh mal einer an! Doch nicht etwa in Richtung Sowjetzone?"

„Mein Mann ist zu seiner Schwester nach Bayern gereist. Um eine finanzielle Angelegenheit zu regeln — glaube ich."

„Das glauben Sie? Also wissen Sie es nicht. Bayern grenzt an die Sowjetzone."

„Derartige Verdächtigungen", sagte Frau Ahlers empört, „muß ich mit aller Entschiedenheit zurückweisen."

„Wie Sie wollen, Frau Ahlers. Wenn ich Sie richtig verstehe, sind Sie entschlossen, uns jede weitere Auskunft zu verweigern?"

„Ja — unter diesen Umständen."

Die beiden blinzelten sich an. Dann nickten sie und trotteten davon, um die Nachbarn zu befragen.

Ein paar Stunden später glaubte jeder in der Offizierssiedlung zu wissen, daß es bei Ahlers „stank". Die Gerüchte wuchsen lawinenartig an: Aus Andeutungen wurden handfeste Verdächtigungen. Die einen sprachen von Fahnenflucht, andere von Kontakten mit Ost-

agenten — auch das Wort „Landesverrat" fiel.

Die Amtspersonen hatten sich inzwischen in die Luftwaffenkaserne begeben. Hier trennten sie sich — der eine suchte Oberst Turner auf, der andere, der wesentlich robuster war, betrat jene Büroräume, in denen noch vor wenigen Tagen Hauptmann Ahlers gearbeitet hatte.

„Wo ist der zuständige Chef von diesem Laden?" wollte er wissen.

Er hatte weder einen Gruß hervorgebracht noch sich vorgestellt.

Der diensttuende Unteroffizier informierte zunächst Oberfeldwebel Voßler.

Als Voßler eintrat, lehnte der Zivilist am Türpfosten.

„Wen haben wir denn da?" sagte Voßler munter.

„Wer sind Sie?" fragte der Fremde.

„Ich bin hier zu Hause", erklärte Voßler. „Und wenn hier jemand aufkreuzt, muß *er* sich vorstellen."

„Ich halte mich hier dienstlich auf."

„Ich auch — und zwar schon seit Jahren." Voßler stand breitbeinig da: „Entweder Sie zeigen mir sofort Ihren Ausweis — oder ich lasse Sie hinaustransportieren."

Auf diese Drohung hin zückte der Zivilist seinen Ausweis. Voßler las: Oberfeldwebel Groß, Angehöriger des MAD — des Militärischen Abwehrdienstes ...

„Ich habe den Fall Ahlers zu untersuchen", erklärte der Mann vom MAD nunmehr sachlich. „Und ich muß Sie bitten, mich daran nicht zu hindern."

„Blödsinn", sagte Voßler. „Einen Fall Ahlers gibt es überhaupt nicht."

„Das lassen Sie gefälligst meine Angelegenheit sein. In diesem Zusammenhang jedenfalls muß ich mit Hauptmann Treuberg sprechen. Außerdem suche ich einen Oberfeldwebel Voßler."

„Der bin ich."

Der andere blickte ungläubig. Seine Stimme klang sanft und geradezu besorgt: „Ich fordere Sie auf, sich zur Verfügung zu halten."

—

Die Verhandlung gegen den Grenadier Martin Recht wegen Vergehens gegen den Paragraphen 25 des Wehrstrafgesetzbuches —

Wer es unternimmt, gegen einen Vorgesetzten tätlich zu werden, wird mit Gefängnis oder Einschließung . . . bestraft —

schleppte sich reichlich mühsam voran.

Der Vorsitzende, Amtsgerichtsdirektor Dr. Bohlen, erklärte wiederholt: „Wir wollen nichts überstürzen. Wir können hier nicht gründlich und behutsam genug vorgehen. Herr Recht" — er verschmähte das Wort Angeklagter —: „Wenn ich Sie richtig verstehe, dann waren Sie sich also der Tatsache nicht bewußt, daß Sie in jener fraglichen Nacht einem Vorgesetzten gegenüberstanden."

„Jawohl, Herr Vorsitzender", versicherte Recht nach kurzem, ermunterndem Blick seines Anwalts. „Ich sah in ihm nur den Kameraden, der mit mir auf der gleichen Stube lag."

„Aber Sie wußten, daß Streicher zum Unteroffizier befördert worden war!"

„Jawohl", erklärte Recht.

Er war der denkbar schlechteste Vertreter seiner Sache. Denn er hatte ein Gewissen — und dieses redete ihm ein, daß er nicht völlig schuldlos war.

Somit war erwiesen: Ein Zusammenstoß hatte stattgefunden. Recht unternahm keinen Versuch, diesen Vorgang zu leugnen.

„Das spricht nur für meinen Mandanten", behauptete der Verteidiger.

„Das beweist, daß die Anklage zu Recht besteht!" behauptete der Vertreter der Anklage dagegen.

Dann wurde der Entlastungszeuge Kamnitzer vernommen.

Er teilte zunächst seine Personalien mit. „Und nun kommen wir wohl zur sogenannten Sache?" fragte er.

Das bestätigte Dr. Bohlen.

Kamnitzer trat einen Schritt näher, als wolle er eine halbwegs private Unterhaltung anbahnen. „Ich will ja nicht danach fragen, Herr Vorsitzender, ob Sie schon einmal einen über den Durst getrunken haben — aber so was können Sie sich vorstellen, nicht wahr?"

„Das kann ich mir vorstellen."

„Nun gut. Fragt sich jetzt: Kann man überhaupt diesen Vorgang als ein einziges, in sich geschlossenes Ereignis sehen? Wenn zwei Menschen auf engstem Raum aufeinanderprallen und der eine dabei auf sein Hinterteil fällt — ist das schon

08/15 heute

alles? Was kann nicht alles dazu geführt haben! Schuld daran kann schließlich auch das Bohnerwachs sein! In Wirklichkeit handelt es sich doch um zwei Menschen, die monatelang zusammengelebt haben — Recht, Streicher und ich bildeten einen kleinen Winkel dieser Garnison; sozusagen Bett an Bett . . ."

„Genügt, genügt." Der Vorsitzende winkte ab, bemüht, das Thema nicht auszuweiten. „Ich danke Ihnen für Ihre Ausführungen — ich empfinde sie als aufschlußreich."

Damit war die Verhandlung abgeschlossen. Die Einvernahme weiterer Zeugen hielt Amtsgerichtsdirektor Dr. Bohlen nicht mehr für nötig. Unbeweglich hörte er sich die Ausführungen des Anklagevertreters und des Verteidigers an, um nach einer Beratung von zwanzig Minuten das Urteil zu verkünden:

„Drei Monate Gefängnis — mit Bewährung."

—

Als der Hauptmann Ahlers von seinem Urlaub zurückkehrte — zwei Tage früher als vorgesehen — berichtete ihm seine Frau, was inzwischen geschehen war. Danach meldete sich Ahlers sogleich bei Oberst Turner.

„Das alles", sagte Oberst Turner ablehnend, „ist höchst bedauerlich."

„Es ist infam! Während ich, Herr Oberst, mit Ihrer Zustimmung unterwegs gewesen bin, um Geld aufzutreiben, haben die Nachforschungen des MAD mein Ansehen untergraben und meine Familie diffamiert."

„Das tut mir leid", sagte der Oberst kühl, „aber derartige Folgen haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Übrigens: Sie haben mich bewußt getäuscht — um nicht zu sagen: Sie haben mich vorsätzlich belogen!"

„Das verstehe ich nicht."

„Was ist mit den dreitausend Mark, die Sie sich von Voßler geliehen haben? Von Voßler, einem Oberfeldwebel — also einem direkten Untergebenen! Wollen Sie das etwa leugnen?"

„Nein — natürlich nicht! Aber diese Summe hat nichts mit meinen eigentlichen Schulden zu tun — Viktor Voßler ist mein Freund."

„Ahlers, Sie haben mir eine Meldung gemacht, und ich habe Ihnen vertraut und Ihnen Gelegenheit gegeben, besagte Angelegenheit zu ordnen. Inzwischen hat sich jedoch herausgestellt, daß diese Meldung falsch war . . ."

„Höchstens unvollständig, Herr Oberst. Ich bin mir nicht bewußt, irgend etwas getan zu haben, das gegen meine Ehre als Offizier verstößt."

„Das will ich gar nicht bestreiten, Ahlers — aber das muß jetzt das Gericht entscheiden."

Und das Gericht entschied. Es war das Truppendienstgericht F, und es entschied folgendermaßen:

„Erstens — der Beschuldigte wird aus dem Dienst entfernt. Zweitens — dem Beschuldigten wird Unterhaltsbeitrag bewilligt."

„Na also", kommentierte der Verteidiger von Ahlers. „Korrekt. Mehr konnte man nicht erwarten."

Damit war die militärische Laufbahn des Hauptmann Ahlers beendet.

—

Dunkel waren auch die Tage des Majors Bornekamp. Dafür hatte Herbert Asch gesorgt: Das ominöse Zeitungsinterview war inzwischen erschienen und wirbelte Wolken von Staub auf.

Es trug dazu bei, daß sich Bornekamps total kriegerische Äußerungen auch außerhalb des Leserkreises der Lokalzeitung herumsprachen. Eine große Illustrierte, ein Rundfunkkommentator und ein Abgeordneter griffen die Sache auf. Die Folge davon war ein publizistischer Wolkenbruch — und er drohte Bornekamp in die Abwässer der Machtkämpfe zu spülen.

Da aber Bornekamp sich unschuldig fühlte, mußte er jemanden finden, dessen Schuld sich erweisen ließ. Und der Major fand gleich mehrere. Vor allem den Oberleutnant von Strackmann . . .

Als die Brigade verlangte: Abzustellen für eine neue Einheit im Heidegebiet sind ein Feldwebel, drei Unteroffiziere, zwölf Mannschaftsdienstgrade — ordnete er an: „Dritte Kompanie."

Der Oberleutnant von Strackmann nahm die Anordnung entgegen und befreite sich von jenen Elementen, die in seinen Augen unerwünscht waren.

„Erledigen Sie das umgehend, Kirschke", befahl er. „Als Feldwebel nehmen Sie Rammler, als einen der drei Unteroffiziere diesen Streicher und als Mannschaften den ganzen schäbigen Haufen der Stube dreizehn — einschließlich Kamnitzer, versteht sich."

Rammler und Streicher notierte Kirschke mit Vergnügen. Zu ihnen gesellte er weitere Ellenbogen- und Schaumschlägertypen. Nicht aber Recht — dessen Tage in der Bundeswehr gezählt waren. Auch nicht Kamnitzer. Der war lediglich in der Aufstellung verzeichnet, die der Oberleutnant durchlas — nicht jedoch in den anderen, die er gleichzeitig unterschrieb.

Später — als es bereits zu spät war — operierte Kirschke ganz einfach mit der Behauptung, er müsse sich verhört haben. Denn er wäre sicher gewesen, die Worte „Stube 13 — *ausschließlich* Kamnitzer" vernommen zu haben. „Man muß immer möglichst deutlich sprechen beim Militär; und alles genau durchlesen, was man unterschreibt."

Jetzt jedenfalls rief der Oberleutnant von Strackmann, während er die schwungvoll unterschriebenen Papiere von sich schob: „Weg mit dieser Ausschußware — an den Arsch der Welt mit ihr! Das wird ein schöner Haufen werden!" Er lächelte befriedigt vor sich hin.

„Chef des Ganzen", ordnete Bornekamp abschließend an, „wird Oberleutnant von Strackmann."

—

Im Warteraum der Klinik von Professor Martin saß Carolin Ahlers auf einem Stuhl und blickte mit so verträumtem Ausdruck vor sich hin, als sei der blankgebohnerte Fußboden ein Blumenfeld.

In der offenen Tür stand Martin Recht — in einem dunklen Zivilanzug. Er betrachtete sie mit besorgter Zärtlichkeit — sie kam ihm bleich, erschöpft und sehr hilfsbedürftig vor. „Carolin . . ."

Sie sah auf, und ihr Gesicht rötete sich zart.

„Ich bin gekommen, Carolin, um dich abzuholen."

„Das ist schön", sagte sie. „Bitte bewege dich nicht! Ich will dir etwas zeigen."

Sie erhob sich. Aufrecht stand sie da. Und dann setzte sie sich in Bewegung. Sie ging gerade, ohne Zögern, sicher und leicht. Glücklich stand sie dicht vor ihm.

„Du kannst richtig gehen", sagte Martin Recht beglückt.

„Ja — ich kann endlich richtig gehen!" Carolin ließ sich gegen ihn fallen.

Sie spürten ihre Gesichter — ihre Haut war heiß, und ihr Atem ging schwer.

„Ich freue mich", sagte Carolin, sich sanft lösend, „daß du gekommen bist, um mich abzuholen. Du hast doch hoffentlich keine Schwierigkeiten deshalb gehabt?"

„Ich bin kein Soldat mehr."

Carolin blickte ihn besorgt und fragend an. Und fast hastig sagte sie dann: „Um so besser, Martin! Ich meine: *Ein* Soldat in der Familie genügt! Vater ersetzt Dutzende davon — findest du das nicht auch?"

„Er ist der anständigste Mensch, den ich kenne", sagte Recht. Mehr nicht.

Carolin wurde unruhig. „Martin, irgend etwas ist geschehen — das spüre ich doch. Ist Vater — verunglückt?"

„Nein, Carolin."

„Was dann?"

„Unannehmlichkeiten — im Dienst."

Sie war erleichtert. „Wirklich nur das?"

„Nur das — aber vergiß nicht, wieviel deinem Vater das bedeutet, was er Dienst nennt."

„Ach was!" meinte Carolin, nun wieder munter. „Ich bedeute ihm sicherlich mehr — glaubst du das nicht auch?"

„Das glaube ich nicht nur, das weiß ich . . ."

—

Zwanzig Minuten später führte Martin Recht seine Carolin in ein Nebenzimmer des *Hotels Asch*. Hier war ein

Tisch festlich gedeckt und mit Blumen geschmückt.

„Deine Eltern kommen gleich. Nur ein paar Minuten werden wir noch allein sein, und ich habe dir so viel zu sagen. Ich weiß bloß nicht, wie ich anfangen soll —"

„Es kann nicht wichtig sein, Martin." Carolin lehnte sich an ihn. „Denn das für mich Wichtigste weiß ich bereits."

Er wollte den Arm um sie legen, sie an sich ziehen, ihr sagen, daß sie für ihn die Welt wäre, seine Welt, die ganze Welt — nichts Besseres fiel ihm ein. Doch er sagte es nicht. Er kam nicht dazu: Der Gefreite Kamnitzer erschien.

„Ich störe vermutlich! Aber das macht nichts! Nun, Mädchen — ist der Professor sein Geld wert gewesen?"

„Ich kann nicht nur gehen — ich kann jetzt sogar tanzen", behauptete Carolin.

„Das muß ich ausprobieren!" Kamnitzer schritt auf Carolin zu und verbeugte sich tief: „Darf ich um den nächsten Walzer bitten?" Er summte vor sich hin.

Sie drehten sich zunächst wie Puppen auf einer leicht eingerosteten Spieluhr. Doch bald wurden ihre Bewegungen leichter, lockerer, unbekümmerter. Ihre Körper begannen sich zu wiegen, voneinander zu lösen, zu entschweben.

„Carolin", sagte Kamnitzer endlich, „was ist Ihnen das wert?"

„Was denn, Karl?"

„Die Tatsache, daß Sie gehen, tanzen und laufen können — auch Tennis spielen, schwimmen, radfahren, Berge besteigen! Was ist Ihnen das wert?"

„Was soll ich dazu sagen?" Carolin war verwundert. „Ich weiß nur so viel: Ich habe das Gefühl, daß für mich ein neues Leben anfängt — vielleicht sogar mein eigentliches Leben."

„Das heißt, daß kein Preis dafür hoch genug ist?"

„Ja, genau das."

„Damit sind wir auf dem richtigen Dampfer!" rief Kamnitzer.

„Karl", sagte Martin Recht behutsam. „Ich glaube nicht, daß dieses Thema jetzt schon angebracht ist."

„Unsinn!" erklärte Kamnitzer. „Das ist jetzt fällig. Denn Ihre Ansicht, Carolin, ist auch genau die Ihres Vaters."

„Was wollen Sie damit sagen, Karl?"

„Daß man immer damit rechnen sollte, nichts geschenkt zu bekommen. Alles hat seinen Preis — und der muß bezahlt werden. Das sogenannte Schicksal mutet oft wie eine prompt funktionierende Inkassogesellschaft an." Und er erzählte die Geschichte von Carolins Vater.

Carolin hörte schweigend zu.

Als er geendet hatte, legte Martin seinen Arm um ihre Schulter. „Jetzt weißt du alles: Ich bin vorbestraft."

„Lassen Sie nicht zu, Carolin, daß er sich allzu wichtig macht!" rief Karl Kamnitzer von der Ecke des Zimmers her, wo die Flaschen standen, die zur Feier bereitgestellt waren.

„Du hast gut reden", sagte Martin Recht. „Du stolperst über kein Hindernis, weil du alle umgehst — oder abbaust — oder den Leuten einredest, daß sie gar nicht existieren."

„Eine Methode, die ich nur jedem empfehlen kann!" Kamnitzer betrachtete genußvoll das Etikett einer Flasche — darin war alter Kognak. „Im übrigen habt ihr von mir in den nächsten Minuten keinerlei Störungen zu erwarten — falls ihr das ausnutzen wollt."

Er drehte den beiden den Rücken zu und füllte ein Glas bis zum Rand.

„Martin", sagte Carolin leise, „als ich krank in der Klinik lag, da hast du mir geschrieben, daß du mich liebst."

„Ja — das habe ich geschrieben, Carolin."

„Nur so, Martin — etwa, um mir die Operation zu erleichtern?"

„Nicht nur so."

„Dann ist alles gut", sagte Carolin. „Nichts sonst kann wichtig sein."

ENDE

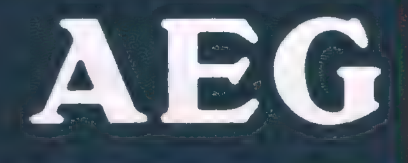
Der Roman „08/15 heute" ist in ungekürzter Fassung als Buch im Verlag Kurt Desch, München—Wien—Basel, erschienen.











QUICK

HIER UND HEUTE

Er tötete Kennedys Mörder

Ruby liebte immer die Gewalt

Die Augen von Tränen gerötet, standen am Abend des 22. November Hunderte von Texanern vor dem Polizeihauptquartier in Dallas. Sie beobachteten die Einlieferung Lee Oswalds. Sie sahen den Mann, der den Präsidenten erschossen hatte. In die Trauer um John F. Kennedy mischte sich Haß. Haß gegen Oswald. Im Inneren des Gebäudes standen Polizeireporter. Unter ihnen ein auffällig eleganter Mann, der kein Reporter war, ein Mann, der aber gern die Gesellschaft der Polizeireporter suchte: Jack Leon Rubenstein, 52 Jahre alt. Er ließ Oswald keine Sekunde aus den Augen.
Rubenstein ging nach Hause. Er weinte. Am Sonnabend, dem 23. November, hockte er stundenlang vor dem Fernsehschirm. Er nahm alles auf, was über die Ermordung des jungen Präsidenten und über die Aufklärung der Bluttat gesendet wurde. Er weinte wieder, lange, laut, hemmungslos.
Seine Nachtlokale hatte er schon am Freitag für mehrere Tage geschlossen.
Rubenstein beschloß, Kennedys Rächer zu werden. Er wollte nicht abwarten, zu welchen Ergebnissen die Justiz- und Polizeimaschine kommt. Er wollte handeln, schnell, hart, kurz. Er wollte rächen, wie die Helden amerikanischer Kriminalromane rächen. Er wollte Gerechtigkeit üben — ohne auf das Recht zu achten.
Am Sonntag gelang es dem fülligen, kaum 1,70 Meter großen Rubenstein, im Polizeihauptquartier wieder in die Nähe Oswalds zu kommen. Seine Beziehungen zur Polizei erlaubten ihm das.
Als Oswald, von zwei stämmigen Geheimpolizisten flankiert, in den Wagen geladen werden sollte, dessen Ziel das Bezirksgefängnis war, drängte sich Rubenstein an die Gruppe heran. Er zog seinen Revolver. Dann schrie Rubenstein: „Du verfluchter Hund." Und er schoß Oswald in den Leib. Der schrie auf vor Schmerz und sank zusammen. Um 13.07 Uhr Ortszeit starb Oswald im selben Parkland-Krankenhaus, wo Präsident Kennedy am Freitag zuvor seine Augen für immer geschlossen hatte.
Rubenstein hatte seine Rache. Rubenstein hat zugleich eine ordentliche Untersuchung des Präsidentenmordes verhindert. Auf Rubensteins Konto muß mit als Schuld gebucht werden, daß es wohl niemals möglich sein wird, den Tod John F. Kennedys endgültig zu klären. Er hat Justitia noch eine Binde vor die Augen gelegt.
Später, schon verhaftet, erklärte Rubenstein: „Ich sah, wie Oswald grinste. Er schien so stolz auf seine Tat zu sein. Ich mußte immer daran denken, daß die Kommunisten Oswald zu uns geschickt haben, damit er unseren Präsidenten ermordet. Ich mußte immer daran denken,



Glühender Patriotismus und grenzenloses Geltungsbedürfnis — das sind die Motive, die den Barbesitzer Jack Rubenstein zu einer Wahnsinnstat trieben: zum Mord am Mörder des Präsidenten Kennedy.

wie groß Jackies Leid war, und daß Caroline und John nun keinen Vater mehr haben. Mir ging auch ein Brief an Caroline nicht aus dem Kopf, den ich in der Zeitung gelesen hatte. Es war alles so traurig."

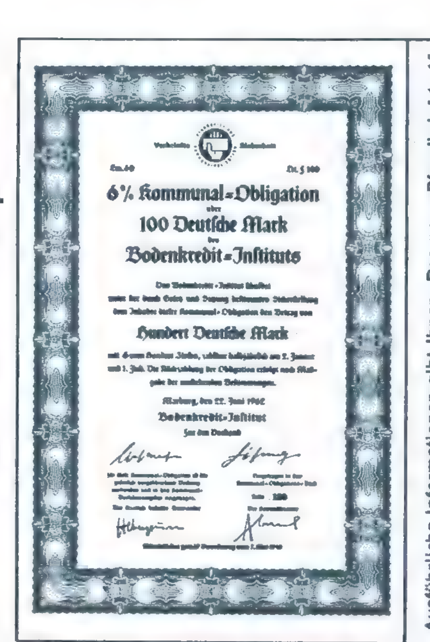
Keine Sekunde gab Rubenstein Bedauern zu erkennen. Keine Sekunde sah er ein, daß er mit der Ermordung Oswalds schwerwiegende Komplikationen bei der Aufklärung des Attentates verursacht hat.

Zeit seines Lebens schwankte Rubenstein zwischen Extremen. Er war mal reich, mal arm, mal mit der Polizei im Konflikt, mal Freund der Polizei, mal gütig bis zur Selbstaufgabe, mal brutal wie ein notorischer Schläger.
Jack Leon Rubenstein entstammt einer jüdisch-orthodoxen Familie in Chikago. Bis zuletzt besuchte er freitags und sonnabends die Synagoge von Dallas. Eine seiner vier Schwestern: „Er ist so fromm. Und er liebte den Präsidenten über alles. John Kennedys Tod ging ihm näher als der Tod unseres 88jährigen Vaters vor einigen Jahren." Die Familie Rubenstein in Chikago war arm. Die acht Kinder, vier Jungen und vier Mädchen, mußten sich selber durchboxen. Fünf studierten. Rubenstein gehörte nicht zu den fünf. Vielleicht ist das einer der Gründe für seinen ans Wahnsinnige grenzenden Geltungstrieb.
Der junge Rubenstein war ein Schwärmer. Am meisten schwärmte er für den Präsidenten Franklin Delano Roosevelt. Er glühte für den demokratischen Reformer, der Amerika behutsam aus dem Tief der Weltwirtschaftskrise hinausführte. Wenn Bekannte des jungen Mannes abfällig über den Präsidenten sprachen, dann brauste Rubenstein auf. Er verprügelte viele Menschen, die Roosevelt nicht folgen wollten. Man kann sagen: politische Überzeugung war bei Rubenstein schon immer mit Gewalt verbunden.
Die Jahre in Chikago brachten ihn nicht sonderlich weit. Er lebte von der Hand in den Mund. Immer fand er neue Tricks, Geld zu verdienen. Eine Zeitlang ging er mit Brillantenköfferchen in Nachtbars. Sah er reiche Herren mit ihren Damen, ging er auf die Schönen zu und steckte ihnen Ringe an die Finger. Dann machte er den Damen so viel Komplimente über das hinreißende Zusammenpassen von Ring und Finger, daß die Herren nicht umhin konnten, die Ringe zu kaufen. Sie ärgerten sich, aber sie zahlten.
Rubenstein hatte sich inzwischen einen anderen Namen zugelegt: Ruby. Als Ruby veranstaltete er Amateur-Boxkämpfe. Als Ruby bildete er Mädchen für den Striptease-Tanz aus. Als Ruby drang er in das Nachtleben ein. In Chikago war ihm dabei das Glück nicht hold. „Racketeers" wollten an seinen Geschäften teilhaben. Racketeers — das sind Gangster, die von Geschäftsleuten eine Gebühr dafür verlangen, daß sie deren Läden schützen. Zahlen die Geschäftsleute nicht, dann zertrümmern die Racketeers in der Regel das Mobiliar. Racketeers treten unter dem Deckmantel der Gewerkschaften auf.
Ruby wollte ungern mit diesen Leuten teilen. Er ging vor elf Jahren nach Dallas in Texas. In kurzer Zeit wurde er einer der großen Nachtclub-Besitzer in der 500 000-Seelen-Stadt. Zwei Lokale gehörten ihm: Das „Karussell" im Zen-

In einer Minute wissen Sie, wie Sie Ihr Geld verdoppeln können!

Viele halten den Umgang mit Geld für eine Geheimwissenschaft. Sie auch? Dann werden Sie gleich angenehm überrascht werden! Nehmen Sie Pfandbriefe oder Kommunalobligationen. Über diese Wertpapiere brauchen Sie praktisch nur zu wissen, daß sie hohe Erträge bringen und verläßliche Sicherheiten bieten. Beispiel: Geld, das Sie heute anlegen, wird durch hohe, immer gleichbleibende Zinsen in 12 Jahren verdoppelt.

Wer zusätzlich die Sparprämie ausnutzt, wird je nach Prämienhöhe schon in 7 bis 8 ½ Jahren das Doppelte besitzen. Und was versteht man unter den Sicherheiten? Bei Pfandbriefen: Tausende von Grundstücken und Gebäuden. Bei Kommunalobligationen: das Vermögen und die Steuerkraft von Ländern und Gemeinden. Das sind zuverlässige Werte! Und Sie wissen doch: Hast Du was – bist Du was!



Ausführliche Informationen gibt Ihnen „Das neue Pfandbrief 1 x 1". Sie erhalten diese Broschüre bei jeder Sparkasse oder Bank oder gegen Einsenden dieses Coupons vom Gemeinschaftsdienst der Boden- und Kommunalkreditinstitute, Köln, Kaiser-Wilhelm-Ring 29 02

Name:

Beruf:

Adresse:

Pfandbrief und Kommunalobligation



Verbriefte Sicherheit





trum und das „Las Vegas" am Rande von Dallas.
Hier entwickelte er sein gutes Verhältnis zur Polizei und seinen Hang zur Mode. Zuerst zog er sich in Dallas gerne Wildwest-Kleidung an. Man nannte ihn deshalb „Cowboy-Jack". Später wurde aus „Cowboy-Jack" der „Dandy-Jack", der Mann, der modische Extreme bevorzugte. Seine Anzüge fielen wegen ihres kühnen Schnittes auf. Seine Krawatten stachen wegen ihrer grellen Farben ins Auge. Seine Finger waren mit schweren Brillanten bestückt.
Weil sein Haar früh schütter wurde, trug „Dandy-Jack" stets Hüte. Auch als er Oswald ermordete, hatte er einen Hut auf.
Es fiel ihm leicht, zu jungen hübschen Mädchen in Kontakt zu kommen. Aber er blieb Junggeselle. Im Vorort Oak Cliff bezog er eine kleine, gut eingerichtete Wohnung. Dieses Heim teilte er seit acht Jahren mit seinem Freund George Senator und mit zwei Dackeln namens Sheba und Clipper.
Senator sagt über Ruby: „Er ist ein netter Mann und guter Kamerad."
Die Nachbarn in Oak Cliff sagen: „Er ist freundlich und zuvorkommend."
Anders denken da manche Angestellte seiner Nachtclubs, die seinen Jähzorn zu spüren bekamen. Da gibt es zum Beispiel eine Kellnerin, die ihm zu langsam zu arbeiten schien. Obwohl sein Haus voller Gäste war, obwohl sie ein Tablett mit vielen Bierflaschen und Gläsern trug, schlug er sie nieder. Er warf sie auf die Straße. Oft rühmte er sich, daß er keinen Rausschmeißer brauche.
Er verdiente im Jahr rund 15 000 Dollar dadurch, daß andere in seinen Etablissements tranken und rauchten. Er selber aber trank nicht und rauchte nicht.
Er bemühte sich um gute Kondition. In der Schwerathletikabteilung des Christlichen Vereins Junger Männer zu Dallas übte Ruby oft mit Hanteln und Gewichten. Er hielt sich in Form. Sein Gewicht zur Zeit der Ermordung Oswalds lag bei 210 Pfund.
Wenn es das Wetter erlaubte — und das war in Texas oft der Fall — dann ging Ruby täglich zum Swimming-Pool seines Appartement-Hauses in Oak Cliff.
Immer wieder versuchte der Mörder Oswalds, in die Gesellschaftsspalten der Dallas-Presse einzudringen. Er besuchte Redakteure, verkaufte ihnen Geschichten aus seinem Unterhaltungsimperium, verlangte Aufnahme in die Klatschspalten. Dazwischen kamen regelmäßige Begegnungen mit der Polizei — freundliche und unfreundliche:

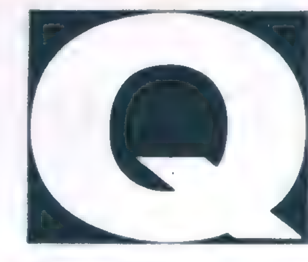
- 1953 und 1954 wegen unbefugten Waffenbesitzes;
- 1954 Anzeige wegen Verstoßes gegen die Spirituosengesetze von Texas. Es kam nicht zum Prozeß.
- 1959 und 1960 Anzeige und Anklage wegen Vergehens gegen die texanischen Bestimmungen für Tanzlokale.

Ruby-Rechtsanwalt Howard: „In keinem Fall ist uns eine Verurteilung bekannt."
Polizisten waren als Sittenwächter oft Gast seiner Striptease-Häuser. Ruby bewirtete sie und fand ein gutes Verhältnis zu ihnen. Inzwischen rettete er einen Polizeibeamten aus den Händen von Schwerverbrechern. Zeugen: „Ruby kämpfte wie ein Tiger."
Immer wieder suchte der Nachtclub-König von Dallas das Gespräch auf die beiden Männer zu bringen, die er am meisten verehrte: „Roosevelt und Kennedy sind große Klasse." Dieses Wort „Klasse" sprach er häufig aus. Er betonte immer wieder, er gehöre zur oberen „Gesellschaftsklasse". Sein bohrender Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe. Er wollte auffallen, um jeden Preis.
Am 24. November sah Ruby seine Stunde gekommen. Sein übersteigerter Patriotismus, aber mehr noch sein Drang danach, im Mittelpunkt des Interesses zu stehen, trieben ihn zu dem Mord an Oswald. Er erreichte, was er wollte: Schlagzeilen in aller Welt, Schlagzeilen mit seinem Namen. Mit seiner Tat hat Ruby die Welt in Zweifel gestürzt — Zweifel, die wahrscheinlich niemals beseitigt werden.
Rubys Schuld ist groß.

Sie sahen ihn sterben

Der Arzt und der Pfarrer über die letzten Minuten John F. Kennedys

Sechs Ärzte des Parkland-Krankenhauses haben am 22. November ihre ganze Kunst aufgeboten, um Präsident Kennedy zu retten. Dr. Tom Shires, Chefchirurg dieses Krankenhauses, Professor an der Universität von Texas, hat alle Schritte des Ärzteteams überwacht. Er schilderte, was nach der Einlieferung des Präsidenten in das Krankenhaus geschah. Hier ist sein Bericht:
„Vom medizinischen Standpunkt aus war es klar, daß Präsident Kennedy nicht mehr am Leben war, als er zu uns eingeliefert wurde. Er atmete nicht mehr, seine Pupillen waren starr. Das sind die Folgen einer tödlichen Kopfwunde. Durch energische Wiederbelebungsversuche, durch intravenöse Infusionen (Bluttransfusionen) und alle in solchen Fällen üblichen Maßnahmen konnten wir eine leichte rhythmische Bewegung des Herzmuskels erzielen. Ich bin absolut sicher, daß der Präsident nie wußte, was ihn getroffen hat. Selbst wenn sich ein Patient nach einer Gehirnverletzung erholt, treten fast immer bestimmte Störungen ein. Vor allem sind es epileptische Anfälle, die nicht bloß von der Verletzung herrühren, sondern auch durch die Adhäsion



Dem Quick-Leser gehört die Welt

Verlag und Redaktion:
München 3, Brienner Straße 26–28
Tel. 22 88 01; nachts 22 88 01–04 (im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 0811)
Fernschreiber-Anschluß: 05-23600
Versandstelle Essen: Telefon 77 19 61 (im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 02141)
Fernschreiber-Anschluß 08-57354



erscheint wöchentlich im Verlag Th. Martens & Co. GmbH

Verlagsleitung
Dr. Theodor Martens, Diedrich Kenneweg, Gullan Weltz, Dieter Martens, Paul Manet

Herausgeber: Diedrich Kenneweg
Chefredakteur: Karl-Heinz Hagen

Stellvertretender Chefredakteur
Günter Prinz
Chef vom Dienst
Dieter Schäfer
Bildbeiträge
Leitung und verantwortlich: Günter Prinz
Textbeiträge
Leitung und verantwortlich:
Alexander Fuhrmann
Quick-Report
Leitung und verantwortlich:
Friedrich C. Piepenburg

Redaktion: P. Bachér, H. v. Berzeviczy, J. Bremer, Ilse Ebbinghaus, B. Eberle, H. Fust, K. Gessl, H. Grothe, W. F. Hiss, H. Jaenecke, O. Katz, J. Leeb, M. v. Mantey, G. Moosleitner, B. Naegele, R. Palm, T. Reychardt, K. Rüstig, G. Scharnhorst, H. Schmidt, O. Schuster, M. Stiebing, K. Thaler, H. Wahl, B. Wundshammer, H. Zolling

Imprimatur: W. Küchler, E. Bendixen

Vertragsautoren: H. Herlin, G. Jaeckel, M. Lütgenhorst, H. T. Rowe, J. M. Simmel

Quick-Reporter: D. Ahrens, P. Bock-Schroeder, H. u. I. Dau, W. Fischer, E. Grasser, G. Gronefeld, H. Hartmann, L. C. Hartmann, H. Hubmann, H. Jetter, U. Mack, G. Mangold, H. Mayr, W. McBride, C.-H. Mühmel, V. Peters

Grafische Gestaltung: H. Schwarz, D. Eisenlau, E. Rossbach
Layout: G. Halden, H. Schmitt
Grafische Beratung: W. Fleckhaus
Schlußredaktion: G. Fritz, D. Matzkait
Bilderdienst: M. Paupitz
Bild-Agenturen: AP, dpa, Graziani, Keystone, Lutetia, UPI

Auslandsredaktionen
England: Dr. Erik Wiget, 1 Umbria Street, Roehampton, London S. W. 15, Tel. Putney 33 38. Frankreich: Ursula Daninos, 9 Rue Duphot, Paris 1, Tel. Richelieu 32 30. Belgien, Holland und Luxemburg: Benedict van Doorne, 95 Avenue Eisenhower, Brüssel 3, Tel. 16 82 97. Österreich: Sebastian Leitner, Gentzgasse 50, Wien XVIII, Tel. 34 36 66. Schweiz, Jugoslawien und Italien: Friedrich Strindberg, Mailand, Viale L. Majno 21, Tel. 78 20 32. USA: Arthur Steiner, 69-10 Yellowstone Blvd. Forest Hills, New York, N. Y., Tel. JII. 9-34 28. Ferner Osten: Hans Pringsheim, Tokio, Central P. O. B. 1261

Redaktionsvertreter in Deutschland
Berlin: R. Zscheile, Berlin-Schlachtensee, Ahrenshooperzeile 5, Tel. 84 52 69. Hamburg: G. Kistenmacher, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 33 04 66, Fernschreiber: 02-13 753. Hannover: G. Dierssen, Hannover, Büssingweg 22, Tel. 66 66 98. Köln: G. Tolmein, Köln-Mülheim, Wiener Platz 2, Tel. 6 67 48. Stuttgart: L. Fischer, Stuttgart, Reinsburgstraße 125, Tel. 6 72 67.

Research: Dr. Manfred Koch
Herstellung: A. Hofmann

Anzeigenleitung
Verlagsdirektor Alfred Boehme
Stellvertr.: E. Gutmann. Struktur: L. Tonke

Vertriebsleitung: Paul Manet
Stellvertr.: W. Freitag. Ausland: H. Korting

Druck: W. Girardet, Essen.

Abonnements nimmt jede Postanstalt oder der Verlag direkt entgegen. Monatlicher Bezugspreis: DM 2.60 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.09). QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in den Lesemappen geführt werden. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 14 gültig. Bank: Bankhaus H. Aufhäuser, München. Postscheckkonto: München 976 00. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien 1, Freyung 6. Erscheinungsort: München.

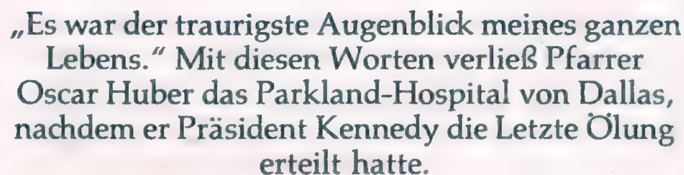
Asien: US $ 0,35; Australien: austr. 2/9; Belgien: bfrs 12,–; Canada: can $ 0,35; Dänemark: dkr 2,–; Frankreich: F 1,20; Großbritannien: 2/–; Holland: hfl 0,90; Italien: Lit 150,–; Luxemburg: lfrs 11,–; Norwegen: nkr 1,75; Österreich: ö. S. 5,–; Portugal: Esc 10,–; Schweiz: sfrs 0,90; Spanien: Ptas 20.–; Süd- und Südwestafrika: Rand 0,23; Mittel- und Südamerika: US $ 0,35; Türkei: TL 3,20; USA: US $ 0,35.
Printed in Germany.



HIER UND HEUTE

(Vernarbung) verursacht werden. Diese Anfälle können durch Medikamente kontrolliert und gestoppt werden. Aber das Damoklesschwert hängt immer über dem Patienten: Er weiß nicht, wann ein neuer Krampf eintreten wird. Er lebt daher in ständiger Angst. Die Patienten mit schweren Kopfverletzungen sind die bedauernswertesten, die wir in unseren Hospitälern sehen. Sie sind immer tief deprimiert und zeitweise verwirrt, also nicht nach Zeit und Raum orientiert. Ihre Intelligenz ist ihnen oft geblieben. Sie können noch denken, sie erkennen ein Objekt, aber sie sind nicht mehr fähig, das Wort und das Objekt in Zusammenhang zu bringen.
Aphasie nennt man diesen tragischen Zustand. Wir alle kennen das Gefühl der Ohnmacht, wenn wir uns an den Namen eines alten Freundes nicht erinnern können. Dieses Gefühl – tausendfach multipliziert – hat der Patient bei Aphasie.
Wunden, wie sie der Präsident erlitt, sind im Weltkrieg überaus häufig. Im ersten Weltkrieg wirkten sie tödlich, selbst wenn die Kugel vitale Teile des Gehirns verschont hatte. Infektionen, die Gehirnhautentzündung hervorriefen, und Blutvergiftung führten dann den Tod herbei. Im zweiten Weltkrieg waren die Chancen auf Rettung schon viel größer, weil meistens ein neurochirurgisches Ärzteteam unmittelbar hinter den Linien arbeitete und sofort operieren konnte. Der Patient wurde dann mit dem Flugzeug ins nächste Hospital gebracht. Dies und die Ver-





„Es war der traurigste Augenblick meines ganzen Lebens." Mit diesen Worten verließ Pfarrer Oscar Huber das Parkland-Hospital von Dallas, nachdem er Präsident Kennedy die Letzte Ölung erteilt hatte.

wendung von Antibiotika, durch die Infektionen verhindert wurden, sowie Bluttransfusionen konnten manches Leben retten. Das weitere Schicksal des Verwundeten hing davon ab, welche Teile des Gehirns verletzt waren. Wunden im Frontteil des Gehirns erzeugten die gleichen Wirkungen wie therapeutische Lobotomy, jene Operation also, bei der die Verbindung zwischen Stirnhirn und Haupthirn unterbrochen wird. In den meisten Fällen ist der Patient dann paralysiert und zum Vegetieren verurteilt.
Wir müssen dankbar sein, daß unser Präsident keinen Schmerz und keine Angst erdulden mußte. Für uns und seine Lieben ist es zumindest ein Trost, daß ihm nicht jener entsetzliche Zustand der Hilflosigeit beschieden war, den auch der Tapferste nicht überwinden kann."
Die Ärzte gaben ihr Letztes, um das Leben des Präsidenten zu erhalten. Die Kugel des Mörders war stärker.

Die Spezialisten traten vom Operationstisch zurück, als zwei katholische Geistliche in den Ambulanzsaal kamen: Pastor Oscar Huber, Pfarrer der Gemeinde zur Heiligen Dreieinigkeit im Nordosten von Dallas, und sein Hilfspfarrer, James Thompson.
Sie hatten während des Mittagessens die entsetzliche Nachricht über den Rundfunk gehört, sich sofort ins Auto gesetzt und waren zum Krankenhaus gefahren. Kaum stand der Wagen, da bahnten ihnen Polizisten auch schon den Weg zum Sterbenden.
„Der Präsident war mit einem weißen Tuch bedeckt, neben ihm stand Mrs. Kennedy, den Blick zu Boden gesenkt. Ein Arzt sagte mir, daß das Herz noch ganz schwach schlage. Ob der Präsident noch lebte, weiß ich nicht. Ich bin Geistlicher, kein Mediziner", erklärte Pastor Huber.
Der Pfarrer zog das Tuch vom Gesicht des Präsidenten und erteilte ihm die Absolution. „Ego te absolvo ab omnibus censuris et peccatis, in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen." – Ich löse dich von aller Schuld und allen deinen Sünden, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen."
Dann machte Pastor Huber das Kreuzeszeichen mit dem Heiligen Öl auf der Stirn des Präsidenten. Dazu sprach er die Worte: „Per istam sanctam unctionem indulgeat tibi dominus quidquid deliquisti. Amen. – Durch diese Heilige Ölung vergebe Gott der Herr dir alle Sünden, die du begangen haben magst."
Pfarrer Huber gab dem Sterbenden seinen letzten Segen und wandte sich dann zu Mrs. Kennedy.
„Ich sprach ihr mein Beileid aus und das Beileid meiner ganzen Gemeinde. Sie war wie gelähmt. Während der ganzen Zeit sprach sie kaum ein Wort. Nur auf Fragen gab sie kurze Antwort. Ihr Blick war an den Fußboden geheftet. Wenn sie jemand ansprach, sah sie kurz hoch. Ich versicherte ihr, daß wir für den Toten beten würden. Sie dankte mir, daß ich gekommen war und bat um eine Andacht."
In gemeinsamem Gebet standen die Witwe und der Pfarrer minutenlang neben dem toten Präsidenten.
„Ich bin 32 Jahre Priester gewesen", sagte später der grauhaarige, 70jährige Geistliche, „aber dies war mein traurigster Augenblick. Es war nicht das Blut, das ich sah. Ich habe schon vielen Unfall-Opfern die Letzte Ölung gegeben. Seltsam, als ich neben dem toten Präsidenten stand, mußte ich unwillkürlich an einen Jungen denken, den ein Auto buchstäblich zerrissen hatte. Er ging mir nicht aus dem Sinn."

Ein stiller Mensch mit Hass im Herzen

Fortsetzung von Seite 42c

Ich würde gern den Rest meines Lebens in Rußland zubringen. Unter ganz normalen Umständen. Wenn das Heirat, Familienleben und so weiter bedeutet — gut, okay."

Die großartige Geste, mit der er damals dem Konsular-Beamten der US-Botschaft seinen amerikanischen Paß auf den Schreibtisch warf, war theatralisch, unernst, unecht.

Damals erwartete die hübsche Marina Nikolajewna Prusakowa, Pharmazeutin im Stadthospital von Minsk, schon ein Baby von Lee Harvey Oswald. Er heiratete sie erst nach der Niederkunft im Rathaus von Minsk.

Wie es überhaupt dazu kam? Oswalds Lebensweg ist chaotisch. Wirr wie seine Gedanken:

„Zum erstenmal interessierte mich der Marxismus, als ich fünfzehn war. Eine alte Dame gab mir eine Broschüre zum Fall Rosenberg".

Die Rosenbergs waren ein Ehepaar im Sold der russischen Spionage, die den Sowjets amerikanische Atomgeheimnisse verraten hatten und deswegen zum Tod auf dem elektrischen Stuhl verurteilt wurden.

„Ich weiß nicht, warum ich mich ausgerechnet an diese Druckschrift erinnere, aber damit fing es an. Wenig später war ich in Nord-Dakota. In einer Stadtbibliothek fand ich ‚Das Kapital' von Karl Marx. Genau das, wonach ich gesucht hatte. Es war, als ob ein sehr religiöser Mann zum erstenmal die Bibel in den Händen hält. Ein unvergeßlicher Augenblick".

Zwischen jenem unvergeßlichen Augenblick, Mitte der 50er Jahre, und dem Mord lag eine lange Zeit.

Was tat Lee Harvey Oswald in diesen Jahren?

„Als Siebzehnjähriger meldete ich mich freiwillig zur Marine-Infanterie".

Die Marine-Infanterie, das ist die härteste Truppe der amerikanischen Streitkräfte.

Tatsächlich: der dürre, schmale Oswald meldete sich freiwillig. Er, der Gedemütigte aus den Slums von New Orleans, wollte sich und der Welt beweisen, was für ein Kerl er war. Die härteste Truppe war gerade hart genug für ihn. Die Dokumente seiner militärischen Laufbahn lesen sich freilich weniger



Die Frau des Mörders Oswald: Nichts deutet darauf hin, daß sie mit dem Verbrechen ihres Mannes etwas zu tun hat. Sie will nicht in die Sowjetunion zurückkehren, obwohl sie kaum ein Wort Englisch spricht.

ruhmvoll als Oswald es sich erträumte. Da sind zwei Verhandlungen vor dem Kriegsgericht: eine in Japan, eine auf den Philippinen. Angeklagt wegen unerlaubten privaten Waffenbesitzes.
Urteil: Degradierung vom Stabsgefreiten zum Rekruten.
Die andere Verhandlung, ein Vierteljahr später, beschließt seine Laufbahn bei der Elitetruppe. Anklagepunkt: Beleidigung eines Vorgesetzten. Mit sofortiger Wirkung wird er zur Marine-Reserve versetzt und erhält seinen Abschied.
Als Oswald im „Texas"-Kino verhaftet wird, trägt er noch sein Entlassungspapier bei sich. Kein Dokument, auf das man stolz sein könnte. In der Rubrik Entlassungsgrund steht schlicht „Indisirable" — „unerwünscht".
„Immerhin, ich habe auch von den Segnungen der amerikanischen Gesellschaft profitiert", gab Oswald zu. „Ich wurde ein Bücherwurm."
Er las wahllos, was ihm unter die Finger kam. Ohne Anleitung. Ohne Ziel. Mrs. Roberts, die Zimmerwirtin, bei der er sich in Dallas eingemietet hatte, während seine Familie in einem billigen Vorort hauste, gestand der Polizei: „Was er las, machte mir eine Gänsehaut."
Detektivgeschichten, Wildwestromane, Abenteurerbücher, blutrünstige Kriminalstories — das war Oswalds Lektüre. „Er war ein verschrobener, verschlossener, komischer Kauz." So Allen Graf, ein Mann von Oswalds Marine-Infanterie-Einheit.
„Ich hatte keine Ahnung, wo er steckte, was er machte." So Lee Harveys Bruder Robert L. Oswald, der als Vertreter einer Baustoffirma in der Nähe von Dallas ein leidlich gehendes Geschäft unterhält.
„Er war verschlossen, still und ruhig. Wir haben nicht einmal gewußt, daß er Russisch konnte. Aber das muß er ja gekonnt haben, denn er hat eine Frau geheiratet, die außer „yes" und „no" kein Wort Englisch versteht. Er reiste wie ein Besessener. Er war eigentlich immer auf Achse. Bei uns ließ er sich nur selten sehen."
So Oswalds Schwägerin.
Es gibt eine ganze Anzahl von Stimmen: daß er ein stiller, ruhiger, angenehmer Arbeiter war, bestätigten die zwei Chefs der Buchvertriebsfirma, bei der Oswald angestellt war — für 50 Dollar in der Woche. Daß er immer das traurige Schicksal seiner Mutter vor Augen hatte, bestätigten Kameraden aus der Marine-Infanterie-Einheit, in der er diente.
Mrs. Giles, eine Schulkameradin des Mörders Oswald, erzählt: „Ich habe nie einen Menschen erlebt, der so verschlossen war wie Lee. Er hat nie gelächelt. Er sah immer traurig aus. In seinen Augen war niemals Leben. Aber in der Schule arbeitete er besessen. Er war der glänzendste Schüler unserer Klasse. Trotzdem, seine Gedanken waren seltsam konfus und wirr."
Die amerikanische Kriminalpolizei hat sich alle Mühe gegeben, Freunde des Mörders zu finden. Ihre Suche war erfolglos. Was bei den Nachforschungen herauskam, war nur eine lange Liste von Ortsnamen — Orte, in denen Oswald Wochen, Monate, manchmal Jahre lebte, um eines Tages wieder zu verschwinden. Nirgendwo faßte er Fuß, nirgendwo fühlte er sich zu Hause.
Für das bürgerliche Dasein seines Bruders empfand er nur Verachtung. Ein Telegramm, das der Bruder ihm 1959 nach Moskau schickte, ließ er unbeantwortet. Ein Telefongespräch, das eine Zeitung in Dallas zwischen seiner Mutter und ihm, zwischen Amerika und Rußland vermittelte, war von schneidender Kürze.
„Hallo!"
„Ja, Hallo!"
„Hör zu, Lee . . ."
Ein kurzes Knacken in der Leitung. Der Sohn hatte aufgelegt.
Nach seiner Rückkunft aus Rußland, die ihm die amerikanische Botschaft in Moskau mit 435 Dollar und 70 Cents finanziert hatte, ohne daß er das Geld je wieder zurückgezahlt hätte, wurde er „politisch aktiv". Er trat dem 1960 in New York gegründeten Kommitee „Fair Play for Cuba" bei, wurde Sektions-Chef für New Orleans. Wo er konnte, agitierte er für das Regime Fidel Castros.
Der Vorsitzende einer „Studentenvereinigung für die Befreiung Cubas" erinnert sich: „Er kam zu mir und bot sich als erfahrener Marine-Infanterist an, meine Leute auszubilden. Ich zögerte zuerst, versuchte es aber dann doch mit ihm. Es war ein Reinfall. Schon nach ein paar Tagen verteilte er unter unseren Studenten Flugblätter seines kommunistischen Komitees."
Ein paar Tage im Sommer war er in Mexiko und versuchte, bei der cubanischen und sowjetischen Botschaft Einreise-Visa für sich und seine Frau zu bekommen. Ohne Resultat. Nach knapp einer Woche war er wieder in den USA. Im August 1963 wurde Oswald in New Orleans kurz in Haft genommen. Er hatte sich an einer Prügelei zwischen Castro-Gegnern und Castro-Freunden im Hafenviertel beteiligt. Der Schnellrichter verurteilte ihn zu zehn Dollar Geldstrafe.
Tags darauf, am 21. August 1963, holte ihn ein örtlicher Rundfunksender zu einem Diskussions-Forum vor sein Mikrofon.
„Sind Sie Kommunist?" — wurde er gefragt.
„Nein, ich bin Marxist."
„Worin besteht der Unterschied ?"
„Der Unterschied ist so wie zwischen Ghana, Guinea, Jugoslawien, China oder Rußland. Viele Parteien, viele Länder gründen sich auf den Marxismus. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf die sozialistische Medizin in Groß-Britannien hinweisen."
Die Diskussions-Teilnehmer lachten. Ein Irrer. Ein Wirrkopf. Nicht ernst zu nehmen. Genau 93 Tage später stellte Lee Harvey Oswald die Welt vor das schwerste denkbare Problem: Für Stunden war die Großmacht Amerika kopflos. Der jüngste Präsident der USA, einer der fähigsten Politiker — ganz gewiß aber der weitschauendste Staatsmann unserer Zeit — fiel unter den Kugeln des Wirrkopfes Oswald.
Das Urteil der Welt über den 24jährigen Lee Harvey Oswald ist gesprochen. Nur einen Menschen gibt es, der es nicht anerkennt: Seine Mutter Marguerite Oswald. Breitbeinig, entschlossen, mit ruhigem Blick, ihr jüngstes Enkelkind im Arm, stand die 56jährige im Polizeipräsidium von Dallas den Reportern gegenüber. Mit fester Stimme sagte sie: „Lee war immer ein guter Junge!"

QUICK KRIMI

Mord hat Vorfahrt

Von Lawrence Fisher



Fahrerflucht . . .
Was für ein Mensch mußte das sein, der es fertigbrachte, ein Kind zu überfahren und liegenzulassen?

Montag morgen. Bläulichweiß, metallisch schimmernd wölbte sich der Himmel über Central City — eine glühende, alles versengende Kuppel. Keine Aussicht auf Regen. Keine Spur von Wind. Nicht einmal das leiseste Lüftchen. Nur Hitze, erbarmungslose Hitze.

In den Elektrizitätswerken schnellte der Stromverbrauch in gigantische Höhen: Zweiundsiebzigtausend Klimaanlagen fraßen Strom. Unersättlich. Dazu kam der gesteigerte Verbrauch von Licht: Überall waren die Jalousien herabgelassen — ein verzweifelter Versuch, sich vor dem mörderischen Angriff der Sonne zu schützen.

Die sechs Freibäder der Stadt waren ständig überfüllt, und der Central Lake, sonst ein mittelgroßer See, wurde unter der Sonne klein wie eine Pfütze.

Das schlimmste aber waren die Brände.

Sie begannen im Süden: Mitten zwischen den schmutzigen Mietskasernen dieses ärmlichen Stadtteils brannte plötzlich das Gras. Später griffen die Brände auch auf die anderen Bezirke über — auf die ausgetrockneten Rasenflächen im Wohnviertel der Reichen und auf den Norden mit dem exklusiven Golfplatz.

Natürlich lag die eigentliche Ursache der Brände in der wahnsinnigen Hitze. In der Trockenheit, der Dürre.

Aber die alten, erfahrenen Feuerwehrleute gaben sich allein mit dieser Erklärung nicht zufrieden. Und noch weniger zufrieden gab sich die Polizei.

Denn eines war klar: Hinter der Hitze lauerte das Verbrechen.

Als Polizeichef Al Random um halb acht sein Haus verließ, blickte er zu dem von der Sonne ausgelaugten Himmel auf. An einem Tag wie diesem würde es einige Probleme geben . . .

Er war nicht der einzige, der das dachte.

In dem großen Polizeigebäude in der Western Street waren auch alle seine Leute für einen im wahrsten Sinne des Wortes heißen Tag gerüstet.

Alle — bis auf einen: Dave Pitt.

Genau fünf Minuten vor acht fuhr Polizeileutnant Dave Pitt seinen alten Chevrolet auf dem Parkplatz in eine Lücke zwischen zwei Funkstreifenwagen. Einen Moment lang blieb er noch sitzen, mit dem seltsamen Wunsch, auf einem anderen Planeten zu sein.

Dann gab er sich einen Ruck. Er stieg aus und ging auf das zehnstöckige Gebäude der Polizeidirektion zu. Zum letztenmal — dachte er.

—

Polizeileutnant Dave Pitt war ein kräftiger, gut aussehender Mann. Dichtes braunes Haar. Das Gesicht kantig und dunkel gebräunt. Augen von einem warmen Grau. ➡

Warten Sie nicht länger - planen Sie schon jetzt Ihren Besuch der New Yorker Weltausstellung



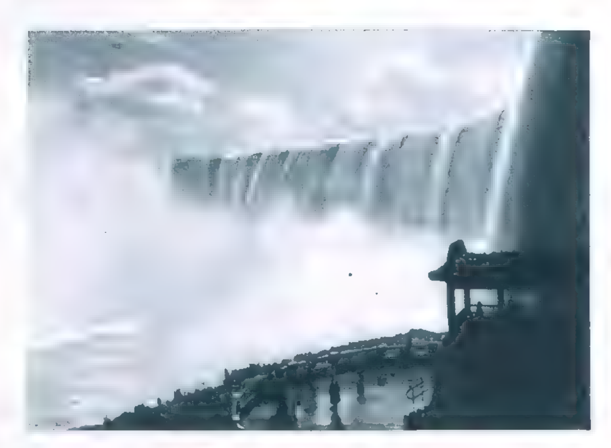
Unisphere® presented by United States Steel. ©1961 New York World's Fair 1964-1965 Corporation.

New York, 22. April 1964 — die geöffneten Tore heißen Sie willkommen zur glanzvollen New Yorker Weltausstellung: ein Höhepunkt des 20. Jahrhunderts. 72 Länder stellen unter dem Motto „Peace With Understanding" aus. In den großen Ausstellungshallen sehen Sie das Neueste aus Wissenschaft, Technik und Unterhaltung. Gönnen Sie sich ein paar Tage oder ein paar Wochen, um das alles zu sehen. Ihr Pan American-akkreditiertes IATA-Flugreisebüro besorgt Ihnen die Eintrittskarten. Pan American ist offizielles Informationszentrum.

Pan American macht Ihre Reise in die USA angenehmer und erlebnisreicher



Pan American — Tor zur Weltausstellung. New York hat Ihnen viel zu bieten. Besuchen Sie die Vereinten Nationen und wohnen Sie einer Sitzung bei. Kunst, Musik und Nachtleben erwarten Sie. Vergessen Sie nicht die Fahrt durch den Hafen — sie kostet nur 20 Pfennig. Pan American Jet-Clipper fliegen mehr US-Städte direkt an als irgendeine andere Fluggesellschaft. Sie kommen in New York an — und fliegen von einer anderen Stadt wieder direkt nach Hause.



Mehr sehen — für weniger Geld. Die Niagarafälle anzuschauen ist ebenso genußreich wie die Beobachtung des Indianerlebens an der Westküste. Pan American hilft Ihnen bei Ihren Reiseplänen mit Hinweisen auf besonders preisgünstige Hotels und Rundreisemöglichkeiten. Je nachdem, wo Ihr Ziel in den USA liegt, können Sie bis zu 20 Städte besuchen — *ohne Aufpreis.*





Wenn Sie schon soviel vorhaben — wie wär's dann mit noch einem bißchen *mehr?* Warum nicht kreuz und quer über den ganzen Kontinent, via San Francisco? Wohin Sie auch wollen, Pan American ist Ihr bester Reisegefährte, ein Reisegefährte mit Erfahrung von unschätzbarem Wert. Wählen Sie die 1. Klasse oder die preisgünstige Economy-Klasse.

Mit Pan American sind Sie besser dran!  **Die erfahrenste Fluggesellschaft der Welt**

?-8102



Das wär's also, dachte er, während er die Tür zu seinem Zimmer öffnete: Der letzte Tag. Der letzte Tag in diesem Büro und der letzte bei der Polizei. Und das nach sechs Jahren.

An der Schreibmaschine saß der Diensttuende, Charlie Cane, und hämmerte auf die Tasten ein.

„Was Besonderes?" fragte Pitt.

Charlie Cane schüttelte den Kopf und schob dem Leutnant eine Liste hin.

Pitt überflog sie murmelnd: „Fünf leichte Einbrüche. Sieben Betrunkene. Eine Frau von ihrem Mann verprügelt. Zwei Grasbrände. Eigentlich geht mich das alles ja schon nichts mehr an."

Cane hob die Schultern. „Meiner Meinung nach machst du einen großen Fehler, Dave, daß du deinen Abschied genommen hast."

„Wieso: Ich setze mich doch morgen auf einen höchst angenehmen Stuhl: Privatwirtschaft. Gutes Gehalt. Geregelte Arbeitszeit. Kein Risiko."

„Ich hätte nie geglaubt, daß ich den Tag erlebe, an dem eine Frau uns Dave Pitt wegschnappt!"

Das Telefon klingelte und enthob Pitt einer Antwort. Er nahm den Hörer ab: „Polizeidirektion — Leutnant Pitt."

„Hallo, Darling."

Ein Tag mochte noch so trist sein — Marcia Renns Stimme gelang es immer wieder, Dave Pitt aufzumuntern. Das war ja das Komplizierte an der ganzen Geschichte: Er hatte diese Frau gern. So gern, daß er sie heiraten wollte.

Pitt legte eine seiner großen Hände über die Muschel und zwinkerte Cane zu: „Marcia."

Cane verzog das Gesicht. Er stand auf und ging zur Tür. „Mensch, da kannst du Gift drauf nehmen: Die Weiber hauen uns ja doch nur übers Ohr."

Pitt lächelte und wandte sich wieder dem Telefon zu. „Ist es nicht ein bißchen früh, um einen Polizeileutnant von seiner Arbeit abzuhalten, Liebes?"

„Ich muß doch so früh in der Schule sein", erwiderte Marcia. „Um acht Uhr dreißig fängt der Unterricht an."

„Und was möchtest du?"

„Dir nur ganz schnell sagen, daß ich wahnsinnig in dich verliebt bin."

„So was hört man gern am frühen Morgen."

„Ich bin so froh, daß heute dein letzter Tag ist! Bitte sei nicht unglücklich, Dave."

„Es fällt mir doch nicht leicht, von der Polizei wegzugehen, Darling. Es kommt mir vor, als schnitte ich mir selber meinen rechten Arm ab."

„Ich will es wiedergutmachen."

„Wirklich? Wann?"

„Du bist frech! Wie wär's mit heute abend?"

„Um fünf Uhr bin ich frei. Zehn nach fünf?"

„Langsam, langsam. Ich denke, ich koche uns was Italienisches ..."

„Weich nicht vom Thema ab, Darling!"

„Tu ich gar nicht. Ich versuche nur, mich wie eine Dame zu benehmen. Hol's der Teufel: Da kommen schon meine Schüler angerast. Sagen wir also um sieben, Dave?"

„Pünktlich um sieben." Dave Pitt legte auf. Polizeileutnant sein — oder Marcia heiraten? überlegte er. Nur eines von beiden ist möglich. Vor diese Entscheidung hat sie dich gestellt, alter Freund!

In diesem Augenblick erschien ein Polizist und holte ihn zum Chef.

—

Random blickte ihm durch den Rauchvorhang seiner Zigarre entgegen.

„Sie wollen also wirklich den Dienst quittieren? Allen Ernstes?"

„Ja, Sir, ich habe schon eine andere Stellung."

„Wo?"

„Bei Wald."

„Ach, die Maschinenfabrik. Traktoren, Planierraupen und dergleichen — nicht? Und was werden Sie dort tun?"

„Abteilungsleiter sein."

„Und so eine Tätigkeit gefällt Ihnen?"

Pitt hob die Schultern. „Mir gefällt die Bezahlung. Außerdem: Hier bei der Polizei tue ich niemandem einen Gefallen, wenn ich bleibe. Am allerwenigsten mir selber."

„Ich hatte geglaubt, Sie würden allmählich wieder zur Vernunft kommen. Statt dessen laufen Sie davon."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, Sir. Aber warum, in aller Welt, sollte ich denn nicht in eine Stellung davonlaufen, die das Doppelte an Bezahlung für ein Zehntel an Arbeit abwirft?"

„Weil Sie Polizist sind! Und das mit Leib und Seele!"

„Ich bin ein Kriminalbeamter im Rang eines Leutnants und mache die Arbeit eines kleinen Angestellten. Sir, ich bin nicht am richtigen Platz."

„Was Sie nicht sagen!" Random schwenkte mit seinem Stuhl herum und griff nach einem Aktendeckel. „Hier steht nichts davon, daß Sie am falschen Platz waren." Er blätterte ein paar Seiten um. „Als gewöhnlicher Polizist bei der Polizei von Central City eingetreten", las er. „Verkehrsschutzmann. Streifendienst. Der Funkstreife zugeteilt. Autoknacker-Bande geschnappt. Leben einer Frau gerettet. Einbrecher auf frischer Tat gefaßt. Geholfen, zwei Kerlen auf die Spur zu kommen, die einen Menschen zu Tode gefahren und Fahrerflucht begangen hatten." Er klappte das Aktenstück zu. „Dave, hängt Ihr Weggehen etwa mit dem Fall Maruder zusammen? Dann sage ich Ihnen als Ihr Chef: Jeder macht mal einen Fehler."

„Der Fall Maruder war mehr als ein Fehler."

Random seufzte. „Betrachten wir einmal in Ruhe die ganze Geschichte —"

„Wir brauchen sie nicht noch mal zu betrachten. Maruder ist wegen eines Mordes, den er nicht begangen hat, auf den Elektrischen Stuhl gekommen. Durch meine Schuld." Pitt stand auf. Na endlich, das hatte er hinter sich ...

Random sah nicht auf, als der Polizeileutnant Dave Pitt das Zimmer verließ.

—

Paul Eberhardt erwachte von einem rhythmischen Geräusch. Irgend etwas klapperte in regelmäßigen Abständen.

Diese verdammten Motels, dachte er. Immer ist was nicht in Ordnung. Sicher die Klimaanlage.

Er richtete sich auf. Das Zimmer lag im Halbdunkel, die Jalousien waren geschlossen.

Wieder mal ein Montag, dachte Paul. Wieder eine Woche Vorlesungen über Geburtshilfe. Wieder eine Woche Repetierlehrgang ...

Er wandte den Blick zur Seite und betrachtete die schlafende Frau.

Virginia Fraley, Frau des Dr. med. Walter Fraley von der Medizinischen Fakultät der Universität Central City. Sein Lehrer.

Unter dem chintzbezogenen Hocker, auf dem Teppich, die leere Whiskyflasche und das umgekippte Glas. Daneben Virginias Seidenpantöffelchen.

Was zum Teufel, dachte Paul verdrossen, tue ich eigentlich hier?

Er stand auf und ging ins Bad. In dem gelblich-grellen Licht sah er sein Bild im Spiegel: Augen wie nach einem Sechs-Wochen-Bummel. Falten. Jacketkronen gleich einem Hollywoodstar. Aber nichts mehr von dem sieghaften Lächeln des jungen Playboys. Fahle Haut unter der Sonnenbräune.

Wenn man Pauls verschiedene Reisen zusammenrechnete, so hatte diese Sonnenbräune pro Quadratzentimeter Haut etwa tausend väterliche Oldollars gekostet.

Und was war aus ihm geworden? Ein verbummelter Student, der mit der Frau seines Professors ein Verhältnis hatte ...

Er wandte sich ab vom Spiegel und drehte die kalte Dusche auf.

Als er ins Zimmer zurückkam, war Virginia wach geworden. Sie lag auf dem Rücken und hatte die dünne Decke bis zum Hals hochgezogen.

„Hallo, Paul —"

Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie pflichtschuldig. Ihre Lippen waren weich und ließen ihn völlig gleichgültig.

„Du solltest dich allmählich in die Senkrechte begeben, meine Süße. Es ist zehn Uhr fünfundzwanzig."

Sie gähnte und räkelte sich.

Sie ist wie tausend andere Frauen

auch, dachte Paul. Viel zu leicht zu haben. Außerdem säuft sie.

„So ein kurzes Wochenende dieses Mal?" fragte sie.

„Ich hab dir schon gesagt: Es ist gleich halb elf. Um eins habe ich Vorlesung."

Sie erhob sich und kam lächelnd auf ihn zu. Er kannte dieses Lächeln. Und auch diesen Raubtierblick. Aber nichts davon lockte ihn mehr.

„Was hat denn mein kleiner Paul?" fragte sie schmeichelnd.

„Zieh dich an", sagte er rauh.

Sie wich zurück. „Na gut." Die Stimme war plötzlich eisig. „Was ist eigentlich los mit dir?"

„Nichts. Nur daß wir weg müssen."

Sollte er ihr sagen, daß er sie satt hatte? Daß es so war wie immer, wenn ein solches Verhältnis erst einmal schal wurde? Wenn nichts mehr blieb als Leere und Reue ...

Er fühlte ihre Blicke, während er sich fertigmachte. Aber er beachtete sie nicht.

Ja, Virginia war auffallend hübsch. Hochgewachsen. Aschblondes Haar, das bis auf die Schultern fiel. Augen von einem eigenartigen Grün. Eine Frau, nach der die Männer sich umdrehten. Nur — ihn reizte diese Frau nicht mehr.

Er öffnete die Tür des kleinen Bungalows. Hinter sich hörte er Virginia ins Bad gehen.

Helligkeit und Hitze fielen über ihn her. Ein feiner Tag für die Anatomie!

Es dauerte eine Weile, bis Virginia wieder erschien. Nicht in dem lindgrünen Kleid, das sie gestern getragen hatte. In einem Torerokostüm aus orangefarbener Seide.

„Wenn du das zu unserem Weekendausflug anziehst", hatte er gesagt, als er sie vorgestern in den Kniehosen und dem knappen Jäckchen gesehen hatte, „dann können wir unser Verhältnis ebensogut gleich öffentlich bekanntgeben. Wer dich in dem Aufzug sieht, der vergißt dich nicht."

„Vielleicht lege ich Wert darauf, daß man mich nicht vergißt", hatte sie mit ihrem gefährlichen Lächeln erwidert, dann aber doch das Lindgrüne angezogen.

Wenn sie ausgerechnet jetzt das auffallende Kostüm wieder hervorholte, geschah es natürlich nur, um ihn zu ärgern.

Paul schwieg. Und auch Virginia sagte nichts mehr, während sie zum Wagen gingen.

Virginia überließ ihm das Steuer ihres schwarzen Buick. Erst als sie, umrauscht von der heißen, trockenen Luft, auf der Landstraße nach Norden rasten, sagte sie: „Ich habe so etwas noch nicht erlebt."

„Was?"

„Du bist achtundzwanzig, bist in der Welt herumgekommen — ich möchte meinen, du könntest dich entscheiden."

„Ob ich bei dir bleiben will?"

„Ja."

„Das ist schon entschieden."

Sie lachte. Ein helles, spöttisches Lachen. „Du hast dich entschieden — wie reizend."

„Zwischen uns ist es zu Ende, Virginia. Es muß zu Ende sein. Wenn das mit dir und mir herauskommt ..."

„Mein lieber Paul, ich kann dir versichern, daß nichts herauskommen wird. Niemals."

Sie näherten sich Central City von Süden her. Am Horizont standen die Hochhäuser wie silberne Schatten. Paul überholte alle anderen Wagen mit der Eleganz und Sicherheit, die er sich auf Hunderttausenden von Meilen erworben hatte.

„Warum muß es zwischen uns aus sein?" fragte Virginia. „Warum gerade jetzt, so plötzlich?"

„Weil wir unvorsichtig werden." Er hätte hinzufügen können: Weil alles einen faden Beigeschmack bekommen hat — aber er sagte es nicht.

Virginia musterte ihn kühl. „Das ist doch nicht der wahre Grund."

Er starrte auf die Straße und schwieg.

„Warum sagst du nicht, was du zu sagen hast, Paul?"

„Gut, dann will ich es sagen: In meinem Leben fehlt mir etwas. Frag mich nicht, was es ist — ich weiß es selber nicht. Noch niemals habe ich ernsthaft gearbeitet! Noch nie etwas geleistet, was der Mühe wert gewesen wäre! Das möchte ich ändern."

„Und ich stehe dir dabei im Weg?"

„Du hast eine besondere Art, meine Interessen ... abzulenken."

„Ist es eine so unangenehme Art?" ➡



„Auf jeden Fall bringt sie mich dazu, mein Studium zu vernachlässigen."

Er fuhr rechts ab. Sie kehrten immer auf diesem Weg in die Stadt zurück — durch ein abgelegenes Gebiet, wo sie garantiert keine Bekannten trafen: Wiesen, Bäume, verstreut liegende Häuser, Scheunen und Schuppen, kaum Menschen.

„Na schön", sagte Virginia. „Dann also vielen Dank für all die lustigen Tage."

Er gab keine Antwort. In einem leichten Bogen überholte er einen uralten Ford, der dicht neben dem rechten Straßengraben stand. Der eine Hinterreifen hatte einen Plattfuß.

Irgend etwas in Paul Eberhardt warnte ihn: Vorsicht! Fahr langsamer! Aber in seiner Gereiztheit achtete er nicht darauf. Irgend etwas riet ihm, bereit zu sein zum Bremsen — aber er war es nicht.

In die blendende Sonne auf dem Asphalt, in das zitternde Spiel von Licht und Schatten der Chausseebäume lief plötzlich eine kleine rote Gestalt. Sie lief direkt hinter dem Ford hervor.

Paul trat auf die Bremse. Die Reifen kreischten. Im Bruchteil einer Sekunde erfaßte er das Bild eines Kindes, eines farbigen Mädchens: Haut so braun wie Milchkaffee. Dunkle Augen, im Entsetzen weit aufgerissen. Der Mund zum Schrei geöffnet. Ein dicker schwarzer Zopf mit einer roten Schleife.

Paul spürte einen Stoß. Er vernahm ein grauenhaftes Durcheinander undefinierbarer Laute. Sah die kleine Gestalt hochwirbeln. Irgendwo dort landen, woher sie gekommen war.

Dann hörte er Virginias Schrei.

—

In dem Augenblick, in dem das kleine Mädchen von dem schwarzen Buick erfaßt wurde, wußte Virginia Fraley: Ihre ganze Zukunft hing von dem ab, was in den nächsten Minuten geschah.

Pauls Gesicht war aschfahl, verzerrt, wie im Grauen erstarrt. Er kämpfte mit dem Steuer, mit der Bremse. Sie schrie ihn an, weiterzufahren — aber er sah sie mit so völlig verständnislosen Augen an, daß ihr klar wurde: Er wollte anhalten.

Ohne sich ihrer eigenen Reaktion bewußt zu werden, griff Virginia ins Steuer. An Pauls Bein vorbei drückte sie mit ihrem linken Fuß das Gaspedal durch.

Der Wagen schoß vorwärts.

Paul schrie auf. Er versuchte, ihr Bein wegzustoßen. Die Straße glitt mit rasender Geschwindigkeit unter ihnen weg. Fest stemmte Virginia den Fuß auf das Gaspedal. Der Motor heulte.

Plötzlich traf ein Schlag ihre Kehle. Lähmender Schmerz drohte, sie zu ersticken. Paul schlug nochmals zu, dann trat er die Bremse durch ...

„Nein!" keuchte sie. „Nicht anhalten!"

Mühsam richtete sie sich auf, drehte sich auf dem Sitz herum. Durch das hintere Fenster sah sie etwas Rotes im Graben leuchten, sah eine Bewegung. Dann zeichneten sich plötzlich die Umrisse einer Gestalt ab. Emporgereckte Arme. Ein Mann!

Schmerz brannte in ihrer Kehle. „Nicht anhalten", flüsterte sie. „Nur nicht anhalten ..."

„Ein Kind, Virginia. Wir müssen halten!"

Sie klammerte sich an ihn, schrie ihn an, daß man sie nicht miteinander erwischen durfte. Man durfte sie nicht zusammen sehen: die Frau des Dozenten Fraley mit einem Studenten ihres Mannes — auf der Rückfahrt von gemeinsam verbrachten Wochenende.

Jäh verwandelte sich Pauls Gesichtsausdruck. Er starrte Virginia an, fuhr sich mit der Hand über sein schweißnasses Gesicht, schluchzte auf.

Und dann steigerte der Wagen wieder seine Geschwindigkeit, raste mitten in das grelle Sonnenlicht hinein.

Minuten später erreichten sie eine Kreuzung: Eine Tankstelle. Zwei Häuser. Ein Autofriedhof. Kein Mensch zu sehen.

Paul stoppte.

„Fahr geradeaus weiter", befahl Virginia. „Schnell. Über die Autobahn weg bis zur nächsten Kreuzung."

Er starrte sie an. „Aber, Virginia ..."

„Tu, was ich sage!"

„Man wird uns schnappen!"

„Fahr nur zu. Das Überlegen laß meine Sache sein."

Er fuhr weiter, voller Angst, voller Selbstvorwürfe. Aber er fuhr weiter. Sie überquerten die vierspurige Autobahn. Aus beiden Richtungen sauste der Verkehr unter ihnen hindurch.

Virginia saß in ihrer Ecke zusammengekauert. Das Brennen in ihrer Kehle wurde unerträglich. Sie blickte zu Paul hinüber. Sein Gesicht war eine verzerrte weiße Maske.

Schwächling, dachte sie. Untüchtiger Narr. Warum habe ich ihn jemals haben wollen?

Angelino

Die QUICK-Zeichenserie „Angelino" ist jetzt auch als Buch im TOMUS-VERLAG, München 55, erschienen. (DM 3,90)

Warum hatte sie überhaupt einen der Männer haben wollen, die seit Jahren ihre Liebhaber waren? Diese egoistischen Lumpen: Sie nahmen eine Frau und hinterließen bei ihr nichts als Leere. Einer wie der andere. Richtige Männer gibt es überhaupt nicht, dachte sie bitter. Einen Augenblick lang beherrscht man sie — und dann kommt die Gleichgültigkeit. Grenzenlose Gleichgültigkeit.

„Was jetzt?" unterbrach Paul ihre Gedanken.

Sie rollten im flimmernden Schatten des Pekan-Wäldchens weiter.

„In dem Augenblick, in dem wir in die Stadt kommen, sind die Chancen größer, daß man uns findet, nicht wahr?" fragte sie flüsternd. Noch immer gehorchte ihre Stimme ihr nicht.

„Ich ... ich nehme es an."

„Wenn der Mann, der da auftauchte, die Polizei angerufen hat, fahndet man vielleicht schon nach uns."

„Ich ... ich weiß nicht. Wir hätten anhalten sollen, Virginia!"

„Nicht, wenn du Arzt werden möchtest. Und nicht, wenn ich verheiratet bleiben will. Glaubst du denn, daß die Polizei an unserem Wagen irgend etwas entdecken kann?"

„Da kannst du dich drauf verlassen! Manchmal genügt ein einziges Haar, um jemanden zu überführen. Oder ein Splitterchen Lack. Deswegen sage ich ja auch, wir hätten ..."

„Halt an, Paul."

Er sah sie verwundert an — und gehorchte.

Virginia stieß die Tür auf und lief nach vorn.

Der rechte Scheinwerfer hatte einen Sprung. Ein dreieckiges Stück Glas, etwa zehn Zentimeter lang, fehlte.

Sie strich über die Stoßstange. Ihr Finger ertastete eine Delle und einen Kratzer.

Neu? Oder schon früher dagewesen? Virginia wußte es nicht.

Sie kehrte zu ihrem Sitz zurück. „Der Scheinwerfer ist zerbrochen. Die Stoßstange hat eine Delle und einen Kratzer."

Sie fuhren weiter. Zur Linken zweigte jetzt eine Landstraße ab. Etwa eine viertel Meile entfernt lag ein Farmhaus, ein schmutzig-weißes, zweistöckiges Gebäude.

Plötzlich wandte sich Virginia zu Paul um. „Wir müssen uns trennen."

„Hier? Warum?"

„Je näher wir an die Stadt herankommen, desto gefährlicher ist es. Steig aus."

„Ich laufe doch nicht drei Meilen bei dieser Hitze!"

Sie schloß die Augen. „Paul, wir sitzen in der Klemme! Je länger wir noch miteinander fahren, desto größer ist die Möglichkeit, daß man uns zusammen sieht. Du steigst jetzt aus. Ich fahre in die Stadt, gehe zu einer Werkstatt und lasse mir Scheinwerfer und Stoßstange richten."

„Du kannst doch nicht in eine Werkstatt fahren. Sobald eine Anzeige wegen Fahrerflucht läuft, wird die Polizei alle Werkstätten überprüfen. Du mußt dir von irgendwoher einen neuen Scheinwerfer besorgen und ihn selber einbauen."

„Und die Stoßstange?"

Ein hoher, durchdringender Ton unterbrach den Satz. Virginia hob den Kopf.

„Eine Sirene. Steig aus, Paul, schnell, eh die Polizei kommt."

Pauls welliges blondes Haar, über dem die Sonne flirrte, das war das letzte, was Virginia von ihm sah, ehe er hinter den Bäumen verschwand.

Sie fuhr an.

Im selben Augenblick kam aus der Richtung des Farmhauses ein trockener, harter Knall — wie ein Schuß aus einem Kleinkalibergewehr. Hätte Virginia nicht ausschließlich an sich selber gedacht, hätte sie den Knall gehört. So jedoch vernahmen ihn wohl ihre Ohren, aber ihr Gehirn registrierte ihn nicht. Sie wendete den Wagen und fuhr an dem Farmhaus vorbei nach Süden, wo sich zwischen den Bäumen eine Brücke abzeichnete.

—

Polizeileutnant Dave Pitt hielt sich selber für einen kühlen Menschen — und bis vor etwa einem Jahr hätte niemand an dieser Selbstbeurteilung gezweifelt. Aber vor einem Jahr hatte das Opfer eines Justizmordes, ein Mann namens Maruder, Pitts Leben verändert. Drei Monate danach hatte Marcia Renn, ein dunkelhaariges, schlankes Mädchen, das gleiche noch einmal getan — nur daß Marcias Wirkung sehr viel positiver gewesen war.

„Dave", hatte Marcia an jenem Wochenende im Schwimmklub gesagt, „du hast mich in die Seile gedrängt — weißt du das?"

Dave Pitt, seinen Arm um ihre Hüfte, lächelte sie an. Es war ein sternenheller Abend gewesen, und die Sommerluft streichelte warm ihre Haut. Plötzlich war Dave Pitt sich bewußt geworden, daß Marcia — ein Mädchen, das er nun schon einige Zeit kannte und als netten Kameraden betrachtete — doch mehr war als ein Kamerad.

„Ich habe dich also in die Seile gedrängt?" fragte er.

„Ja. Aber trotzdem könnte ich dich nicht heiraten."

„Stell dir vor, was dir da entgeht."

Marcia lächelte nicht. „Da ist dein ganzer Polizeikram", sagte sie. „Der frißt dich auf. Dagegen könnte ich nie ankommen, Darling."

So war das damals gewesen. Und weil der Leutnant Dave Pitt das Mädchen Marcia haben wollte, hatte er seinen Abschied genommen. Und heute also war sein letzter Tag bei der Polizei von Central City.

Das Telefon klingelte.

Dave hob den Hörer ab: „Polizeidirektion — Leutnant Pitt."

„Dave, hier spricht Random."

„Ja, Sir?"

„Dave, ich habe da eben einen neuen Fall reinbekommen ..."

„Tut mir leid, Sir — keiner ist da, der die Sache übernehmen könnte. Alle unterwegs."

„Ich weiß", sagte Random. „Aber die andern kann ich sowieso nicht brauchen. Sie sind der einzige, der sich auf so was versteht. Fahrerflucht."

„Sir, ich ..."

„Übernehmen Sie die Sache?"

„Heute ist mein letzter Tag, Sir," wollte der Polizeileutnant Pitt sagen. Aber er sagte: „Ich übernehme die Sache."

—

Gleichzeitig mit der Ambulanz traf Leutnant Dave Pitt an der Unglücksstelle ein.

Hinter einem alten Ford stand ein Autobahn-Streifenwagen. Ein Polizist sprach ins Handmikrofon. Der zweite kniete in dem dürren Gras. Neben ihm hockte ein Neger. Eine kleine Schar von Neugierigen hatte sich eingefunden, und ein weißer Hund mit rosiger Schnauze kläffte erregt.

Die Leute der Ambulanz gehörten zur Universitätsklinik. Pitt kannte einen von ihnen, einen Mann namens Doller. Er begrüßte ihn und folgte ihm zu dem Opfer des Unglücks.

Ein kleines Negermädchen. Ohne Bewußtsein. Das Gesicht blutverschmiert. Sie trug eine rote Bluse und einen blauen Rock. Ihr schwarzes Haar war zu einem Zopf geflochten.

Pitt berührte die Schulter des Negers. Der Mann blickte durch einen Tränenschleier zu ihm auf.

„Sind Sie der Vater?"

Der Mann nickte. Tränen liefen über seine Wangen. „Sie ist erst sieben Jahre alt, Mister. Kann ein Mensch einem kleinen Mädchen das antun und dann davonfahren?" Er sah, wie die Leute der Ambulanz das Mädchen auf die Bahre legten, und seine Stimme erstarb.

Ich werde später mit ihm reden, dachte Pitt.

Doller und sein Helfer schoben die Bahre in den offenen Wagen. Der Neger stieg mit ein. Doller schob sich hinters Steuer und lächelte Pitt an. „Wünsche dir viel Spaß, alter Schnüffler!"

Die Ambulanz fuhr los. Der kleine weiße Hund hörte auf zu kläffen und trottete mit gesenktem Kopf davon.

Pitt wandte sich an den Mann der Funkstreife: „Leutnant Pitt von der Polizeidirektion."

„Smith", antwortete der eine der Funkstreifenleute. „Kerriger", sagte der andere.

„Irgendwelche Zeugen?" fragte Pitt.

„Der Vater hat es fast mit angesehen", sagte Kerriger. „Fast. Seine alte Karre hatte einen Plattfuß, und er war ohne Reservereifen. Er ist in das Haus dort drüben gegangen, um zu telefonieren. Als er heraustrat, fuhr der Wagen gerade vorbei — in nördlicher Richtung. Der Vater hörte einen dumpfen Schlag — und da war es auch schon geschehen. Richtig gesehen hat er's nicht. Die Bäume haben ihm die Sicht genommen."

„Nummernschild erkannt?" fragte Pitt.

Kerriger schüttelte den Kopf. „Dieser Idiot hat nicht mal bemerkt, wie viele Leute im Wagen saßen. Er wollte das Kind zum Musikunterricht bringen und hatte Angst, er käme zu spät. Hat nichts weiter festgestellt als die Farbe des Wagens. Schwarz."

„Und von den Leuten hier hat auch keiner was gesehen?"

„Sind alle erst später gekommen", erklärte Kerriger. „Aber dieser kleine Bursche in Grün hat sich eine ganz hübsche Geschichte zurechtgelegt."

Die Zuschauer standen um einen schmächtigen jungen Mann in einem grünen Anzug herum. Pitt trat zu ihnen.

„Haben Sie gesehen, wie das Unglück geschah?" ➜



Egyptian Cigarette Manufactory
KYRIAZI FRERES
CAIRO (EGYPT)
ESTABLISHED 1873
ZWEIGFABRIK HAMBURG
FINAS
FINAS



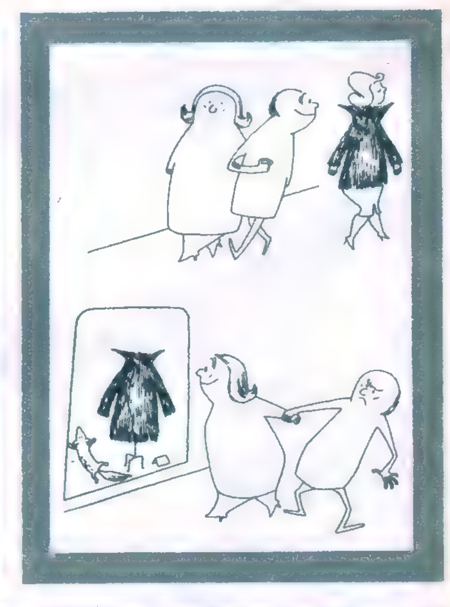
Zwischenmenschliches

belauschten Fischer, Canzler, Holz und Pit Grove





„Merke dir, Lauselümmel: Du hast in Ehrfurcht zu deinem Vater aufzublicken!"





„Sie hat da irgendwas von Gütertrennung gelesen!"



Der Grüne schüttelte den Kopf. Er hatte ein rundliches Gesicht — blaß, unrasiert, mit grauen Schatten unter den Augen.

„Nein, Sir. Aber ich habe den Wagen gesehen."

Pitt öffnete sein Notizbuch. „Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ronald Envelop. Central City, fünfundsechzigste Straße, Nummer tausendzwohundertsiebzehn."

„Danke. Würden Sie mir jetzt bitte sagen, wie der Wagen aussah?"

„Er war schwarz."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich an keine andere Einzelheit entsinnen?"

Ronald Envelop lächelte verlegen. „Sir, die Sache ist die ..." Er errötete. „Ich ... ich habe vergangenen Mittwoch geheiratet. Meine Frau und ich ... nun ja, wir sind die ganze Zeit seit der Hochzeit in der Wohnung geblieben und ..."

Jemand unter den Zuhörern lachte.

„Na ja, heute morgen bin ich zur Arbeit gegangen — und am Schreibtisch eingeschlafen. Da hat der Chef gesagt, ich sollte den Rest des Tages freinehmen und mich erholen. Vorsichtshalber bin ich hier rausgefahren, denn zu Hause ... Also ... da ist dieser schwarze Wagen wie ein Blitz an mir vorbeigeschossen." Er deutete nach Norden. „Etwa da an der Kurve. Zwei saßen drin."

„Männer?"

„Ein Mann und eine Frau — glaube ich."

„Hm. Und warum sind Sie so sicher, daß der Wagen, den Sie sahen, derselbe war, der das Kind überfahren hat?"

Envelop blinzelte in die Sonne. „Um ganz bei der Wahrheit zu bleiben: Ich weiß es nicht, ob es der Wagen war. Nur — ich könnte mir denken, daß er's gewesen ist, weil er für die schlechte Straße viel zu schnell fuhr. Diese Leute rückten vor etwas aus! Wäre doch völlig sinnlos, einen Wagen so zuschanden zu fahren — wenn man's nicht aus einem bestimmten Grund sehr eilig hat."

„Ich verstehe." Pitt machte sich Notizen. „Aber Sie können mit Bestimmtheit sagen, daß der Wagen schwarz war?"

„Dunkel auf jeden Fall."

Pitt klappte sein Notizbuch zu und brachte nach diesem mageren Ergebnis nur mühsam ein Lächeln zustande. „Ich danke Ihnen, Mister Envelop. Wir werden uns vielleicht wieder an Sie wenden."

Er ging zu der Unglücksstelle.

Das Gras am Straßenrand war flachgedrückt. Pitt fertigte eine grobe Skizze an.

Dann bückte er sich, betrachtete das dürre, vom Straßenstaub überzogene Gras noch einmal.

Plötzlich sah er etwas, das sich glitzernd von der grüngrauen Fläche abhob.

Ein Stück Glas: dreieckig, dick, gerippt. Ein Splitter von einem zerbrochenen Autoscheinwerfer.

Dave Pitt hob ihn auf. Während er ihn vorsichtig in sein Taschentuch wikkelte, trat der Fahrer der Funkstreife neben ihn.

„Glück gehabt, was? Damit ist der Fall ja so gut wie gelöst."

„Ich hoff's", sagte Pitt. „Ich habe schon Fälle von Fahrerflucht geklärt, bei denen ich noch weniger in der Hand hatte. Wird eine reine Routinesache werden."

Zur selben Zeit war Virginia Farley zwei Kilometer vom Tatort entfernt. Sie fuhr in Richtung Süden.

Die Schrecksekunde war überwunden. Virginas Gehirn arbeitete wieder mit eiskalter Präzision. Es arbeitete an einem Plan, der mehr wert war als das Stück Glas in der Hand der Polizei.

Fortsetzung in der nächsten



tele vom 6. bis 12. Dezember

Freitag, 6. Dezember

17.00 Jugendstunde: Was willst du werden (Hochseefischer); **17.20** Jazz in Hüllen (Filmische Komposition über Plattenhüllen); **17.35** Jugend diskutiert über aktuelle Politik

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Geheimauftrag für John Drake (Krimi)

HR: 18.15 Tiere der Alpen; 19.20 Kommissar Freytag (Krimi)

NDR und RB: 18.15 Im Zeitraffer; 19.19 Drei Kumpane

SR: 18.25 Fritz Dikaros, der Flieger (Dokumentarfilm); 19.10 Guten Appetit!

SFB: 16.25 Abenteuer auf gefahrvollen Wegen; 18.35 Die Fahrkarte

SDR und SWF: 18.15 Über Berg und Tal (Dokumentarfilm); 19.15 Geheimakte RC 21 (Krimi)

WDR: 19.20 Humboldt-Schule (Unterhaltungs-Serie); 19.45 Im Land der Tiere

20.00 Tagesschau

20.15 Bericht aus Bonn

20.30 Hallo Nachbarn!
Aktuelles Kabarett von Christian Ferber, Wolfgang Gruner, Eckart Hachfeld, Jo Herbst und anderen

21.15 Weltspiegel

21.45 Tagesschau

22.00 Ausscheidungsspiel für die deutsche Eishockey-Olympiamannschaft: Bundesrepublik — Sowjetzone

2. Programm

18.30 Nachrichten

18.45 Kurz notiert (Haushalttips)

19.00 Mein unmöglicher Engel
Heiteres aus einer jungen Ehe

19.30 Heute

20.00 Die Sport-Information

20.15 Heute Schlagermarkt
mit Ingela Brander, Grethe Ingmann, Beatrice Reading, Clessia Wade, Rainer Bertram, dem Jochen-Brauer-Sextett, dem Siggi-Gerhard-Swingtett und vielen anderen

21.15 Darüber muß gesprochen werden
Untersuchung: Wieviel Verkehrszeichen sieht der Autofahrer?

22.00 Nachrichten

Sonnabend, 7. Dezember

14.30 Wir lernen Englisch (36)

14.45 Ratespiel für Kinder

15.15 Herr Hofrat war verhindert
Fernsehfilm über Karl Zeller, den Komponisten des „Vogelhändler". Titelrolle: Karl Schönböck. Regie: Arthur Maria Rabenalt (Wiederholung)

16.00 Letzte Paradiese der Tierwelt
Nationalparks in den USA

16.30 Ausgerechnet Tatsachen
Bilanz in bewegten Bildern

16.45 Hand aufs Herz
Lovis H. Lorenz spricht mit namhaften Persönlichkeiten unserer Zeit

17.15 Rasthaus (Verkehrsfragen)

18.00 Evang. Vespergottesdienst

BR: 18.35 Bewährungshelfer Berger

HR: 18.30 Meine drei Söhne (Unterhaltungs-Serie); 19.20 Testflug (Abenteuerfilm)

NDR und RB: 18.30 Sprung aus den Wolken (Abenteuerfilm); 19.10 Die aktuelle Schaubude

SR: 18.30 Die Laubenpieper (Unterhaltungs-Serie); 19.10 Lieder aus der Gartenlaube

SFB: 13.00 Zu Gast bei unseren Gästen: Großbritannien; 18.35 Sprung aus den Wolken (Abenteuerfilm)

SDR und SWF: 18.30 Nachwuchs aus Europa; 19.15 Bei uns zu Hause (Unterhaltungs-Serie)

WDR: 14.00 Die Woche — Hier und heute; 19.20 Deutschlands klingendes Porträt; 19.45 Haben Sie das erwartet? (Garantie auf gekaufte Gegenstände)

20.00 Tagesschau

20.15 Waidmannsheil
Eine Übertragung aus dem „Millowitsch-Theater" in Köln

22.00 Tagesschau, Wort zum Sonntag

22.15 Bundesliga-Berichte

22.40 Schwurgericht der Toten
Ein englischer Kriminalfilm

2. Programm

18.00 Erdölförderung in Deutschland

18.30 Nachrichten

18.45 Wie fertig ist das Fertighaus?

19.00 Ihr Star: Loretta Young
in „Verzicht einer Mutter"

19.30 Heute

20.00 Der Mann, der die Millionen fand
Französischer Film mit Jean Marais

21.20 Kommentar

21.30 Das aktuelle Sport-Studio

23.00 Nachrichten

Sonntag, 8. Dezember

11.30 Südsee ohne Illusionen
Evangelische Mission in Neuguinea

12.00 Internationaler Frühschoppen

12.45 Wochenspiegel

13.15 Magazin der Woche

14.30 Wir lernen Englisch (36)

14.45 Kinderstunde: Der kleine dicke Ritter (Die „Augsburger Puppenkiste"); **15.15** Die Kinder von Mara-Mara (Weihnachtsabenteuer am Rande des australischen Buschs)

16.40 Die Roggendorfs
Praktische Entwicklungshilfe

17.10 Bitte recht freundlich
Kriminalkomödie von Allan Moore. Hauptrollen: Lutz Moik, Ingrid Capelle. Regie: Rüdiger Graf

18.00 Die Reporter der Windrose: **Fünf vor zwölf in Mozambique**
Die Kolonial-Probleme Portugals

18.30 Die Sportschau

20.00 Tagesschau

20.15 Nun singet und seid froh
Adventsingen der Knabenschola der St.-Hedwigs-Kathedrale Berlin

20.25 Geliebt in Rom
Fernsehspiel von Jürgen Gütt. Hauptrollen: Ingrid Andree, Robert Graf, Paula Denk, Stefan Schnabel. Regie: Paul Verhoeven

22.15 Schlußbericht über den 2. Teil des Vatikanischen Konzils

22.45 Nachrichten

22.50 Spätausgabe der Sportschau

2. Programm

18.30 Adventsingen
aus der Kirche „Zum Heilsbronnen" in Berlin-Schöneberg mit dem Hugo-Distler-Chor

18.50 Sportnachrichten

19.00 Der Indianerbischof
Dokumentarsendung aus Guatemala

19.30 Heute

20.00 . . . und heute ins Theater: **Penthesilea**
Trauerspiel von Heinrich von Kleist in einer Aufführung der Städtischen Bühnen Frankfurt mit Lola Müthel, Eva Kotthaus, Heinz Baumann, Hannsgeorg Laubenthal

21.45 Nachrichten

Montag, 9. Dezember

17.00 Kleine Welt — Handtasche
Modische Informationen

17.20 200 Jahre Berliner Porzellan

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Abenteuer im Lehnstuhl (Unterhaltungs-Serie)

HR: 18.15 Sommerlicher Winter (Dokumentarfilm aus Florida); 19.20 Die Zeitungsstafette (Besuch in einer schwedischen Redaktion)

NDR und RB: 18.15 Die Sportschau der Nordschau; 19.19 Hafenpolizei (Krimi)

SR: 18.25 Flimmer-Telebox (Musik); 19.10 5 Minuten für Jazzfreunde

SFB: 16.25 Japan zwischen gestern und heute; 18.35 Shannon klärt auf (Krimi)

SDR und SWF: 18.15 Heute abend neu (Musik); 19.15 Sprung aus den Wolken (Abenteuerfilm)

WDR: 19.20 Besuch in Tokio; 19.45 Florian, der Blumenfreund

20.00 Tagesschau

20.15 Report

21.00 Nur kein Unsinn
Neue Show des Holländers Tom Manders, bekannt als „Dorus, der Clown mit Herz"

21.45 Stille Rekorde
Kuriositäten aus der Welt des Sports

22.30 Tagesschau

22.45 Wie weit macht Meinungsbefragung Meinung?
Diskussion mit Eugen Kogon

2. Programm

18.30 Nachrichten

18.45 Der Weihnachtsmann kommt
Englischer Zeichentrickfilm

19.00 Streifenwagen 2150 (Krimi-Serie)

19.30 Heute

20.00 Tagebuch

20.15 Nils Holgersson lebt ohne Risiko
Die schwedische Jugend heute

21.00 Die Barrings
Spielfilm mit Nadja Tiller, Dieter Borsche, Paul Hartmann, Lil Dagover, Olga Tschechowa und anderen

22.40 Nachrichten

Dienstag, 10. Dezember

16.00 Aus Oslo: Verleihung des Friedensnobelpreises

16.30 Aus Stockholm: Feierliche Überreichung der Nobelpreise

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Die Laubenpieper (Unterhaltungs-Serie)

HR: 18.15 Die Uhr . . . (Fernsehspiel mit Carsta Löck und Volker Lechtenbrink); 19.20 Das gibt es nur in Rom (Dokumentarfilm)

NDR und RB: 18.15 Im Zeitraffer; 19.19 Fernöstlicher Bilderbogen (Dokumentarfilm)

SR: 18.25 Funkstreife Isar 12; 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts

SFB: 18.35 Abenteuer im Lehnstuhl (Unterhaltungs-Serie)

SDR und SWF: 18.15 Abenteuer unter Wasser; 19.15 Fallen, Schlingen, Pfeile

WDR: 19.20 Nachsitzen für Erwachsene: Briefe und Definitionen (mit Paul Henckels); 19.45 Wir bauen uns ein Haus

20.00 Tagesschau

20.15 Pariser Journal

21.00 Die Frau des Bäckers
Französische Komödie mit Jochen Brockmann, Louise Martini, Richard Häußler. Regie: Pierre Léon

22.30 Tagesschau

22.45 Sportübertragung

2. Programm

18.30 Nachrichten

18.45 Unterm Lampenschirm
Eine verhinderte Ferienreise

19.00 Kreuz und quer durch die Welt
Flamingo-Paradies in Ostafrika

19.30 Heute

20.00 Der Sport-Spiegel
Freiballon-Fahrt über die Schweizer Alpen, anschließend **Auto-Test**

20.30 Schmuck aus schwarzen Koffern
Die Gold- und Diamantenwelle in der Bundesrepublik

21.15 Körper und Schatten
Tänzerische Expressionen aus der Zeit (Ein Ballett von Maurice Bejart und eine Pantomime von Samy Molcho)

21.45 Nachrichten

21.50 Verleihung des Nobelpreises
Übertragung aus Stockholm und Oslo

Mittwoch, 11. Dezember

17.00 Jugendstunde: Der italienische Schriftsteller Alessandro Manzoni (1785 bis 1873) und sein Roman „Die Verlobten"; **17.50** Winterliche Impressionen

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Geheimakte RC 21

HR: 18.15 Impresario gesucht (musikalisches Spiel mit Donald Grobe); 19.20 Geheimauftrag für John Drake (Krimi)

NDR und RB: 18.15 Es geht ums Geld; 19.19 Shannon klärt auf (Krimi)

SR: 18.25 Meine drei Söhne (Unterhaltungs-Serie); 19.10 Postkarte genügt

SFB: 16.25 Wohin mich meine Brettl tragen (1); 18.35 Humboldt-Schule (Unterhaltungs-Serie)

SDR und SWF: 18.15 Peru, Menschen zwischen Eis und Wüste; 19.15 Kapitäne der Landstraße (Fernfahrer-Abenteuer)

WDR: 19.20 Dennis — Geschichte eines Lausbuben; 19.45 Theo Lingen präsentiert Max Linder

20.00 Tagesschau

20.15 Ein Platz für Tiere
Mit Professor Dr. Bernhard Grzimek

21.00 Zwietracht unter roten Fahnen
Zerfallserscheinungen des Weltkommunismus

21.45 Sportübertragung

22.30 Tagesschau

22.45 Edvard Munch
Eine Studie zum 100. Geburtstag des Malers mit Texten von Arthur Rimbaud

2. Programm

18.30 Nachrichten

18.45 Wunder des Meeres
Kampf ums Dasein bei Schalentieren

19.00 Privatdetektiv Harry Holl
auf der Spur des „Nebelmörders"

19.30 Heute

19.45 Sportübertragung

21.15 Zur Person: Edward Teller
Interview mit dem „Vater der H-Bombe"

22.15 Nachrichten

Donnerstag, 12. Dezember

17.00 Kinderstunde: Kinder und Schwalben (Eine japanische Filmerzählung); **17.45** Mim und Mum (Spaß mit Pantomimen); **17.50** Rhythmische Gymnastik

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Der Stärkere überlebt (Dokumentarfilm)

HR: 18.15 Hessen — in unserer Zeit; 19.20 Das alte Hotel (Unterhaltungs-Serie mit Theo Lingen)

NDR und RB: 18.15 Perspektiven; 19.19 Begegnung mit einer Sängerin

SR: 18.25 Bei uns zu Hause (Unterhaltungs-Serie); 19.10 Kleines Intermezzo mit Manfred Minnich

SFB: 16.25 Wohin mich meine Brettl tragen (2); 18.35 Aus den Kindertagen des Films

SDR und SWF: 18.15 Funkstreife Isar 12 (Wiederholung); 19.15 Sag die Wahrheit (Quiz)

WDR: 19.20 Hafenpolizei (Krimi); 19.45 Extrablätter: Die ersten deutschen Wochenschauen

20.00 Tagesschau

20.15 Medea
Die Euripides-Tragödie in einer Stroux-Inszenierung des Düsseldorfer Schauspielhauses mit Maria Wimmer, Gerda Maurus, Wolfgang Arps

21.45 Ich, der König
Biographie des Märchenkönigs Ludwig II. von Bayern

22.45 Tagesschau

23.00 „studio"
Berichte und Kritiken aus Kunst und Wissenschaft

2. Programm

18.30 Nachrichten

18.45 Tips für Autofahrer

19.00 Die Straße
Eine Kamera-Erzählung

19.30 Heute

20.00 Reportagen mit jedermann
Besuch beim „Nürnberger Christkindlmarkt". Musikalische Wünsche erfüllen: Anja Buschoff, Lawrence Winters, die Münchner Chorbuben, die Regensburger Domspatzen

20.30 Blickpunkt

21.00 Tote zahlen keine Steuern
Eine Posse mit Georg Thomalla, Ina Peters, Karl Georg Saebisch. Regie: Allan A. Buckhantz

22.00 Nachrichten

Änderungen vorbehalten



Die Dampf-Sauna

angenehm, wirkungsvoll und bequem zu Hause, nach finnischem Prinzip.

In einigen Sitzungen können Sie bis zu je 1000 g abnehmen, erfrischend, Besserung bei Rheuma, Fettsucht, Körperfülle und bei Erkältungen, kreislauffördernd etc. und blutreinigend.

Das Dampfbad besteht aus Ruhesessel, verwandelbarer Plastikkabine und elektr. Überdruckdampfgenerator – auf Wunsch mit Reisekoffer. Alles in 2 Minuten aufgestellt oder verstaut. Das tragbare Dampfbad für die ganze Familie. (Mitarbeiter gesucht!)

KOSTENLOS erhalten Sie reich illustrierten Prospekt gegen Rückporto von **SAUNA-RELAX-Vertrieb, 813 Starnberg / See, Schießstättstraße 14. QSR**

Jetzt schöneres Wohnen mit neuen Kibek-Teppichen!



Aparte persergemusterte Neuschöpfungen oder attraktive Modedessins neuesten Stils! Sie können genau Ihren Wunschteppich kaufen, so groß ist die neue preisgünstige Riesenauswahl. Und immer Barrabatt oder Teilzahlung. Fordern Sie vom größten Teppich-Spezialhaus der Welt das neue Teppich-Album als Geschenk oder das Originalmuster-Paket für 8 Tage zur Ansicht!

ECHT ORIENT · HANDGEKNÜPFT

Teppich-Kibek Hausfach 10 22 ELMSHORN

STRICKER

das Markenrad mit Herz.

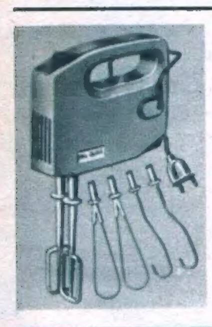
So kann man sagen, denn RADIX ist das Herz des verbesserten Antriebes. **Radfahren ohne Anstrengung!** Buntkatalog mit großer Auswahl kostenlos.

E. & P. STRICKER Abt. 16 4812 BRACKWEDE

Diesmal aber

rechtzeitig an Weihnachten denken und gleich schon den berühmten kostenlosen Photohelfer aus Nürnberg kommen lassen. Er enthält herrliche Bilder und gute Ratschläge und all die guten Markenkameras zu nur einem Fünftel Anzahlung, Rest in 10 Monatsraten. Ein Postkärtchen genügt an der Welt größtes Photohaus

DER PHOTO-PORST Abt. 308 Nürnberg



Elektro-Mix-Quirl

mit 3 Paar Schlägern u. automatisch. Auswerfer Schlägt, quirlt, püriert, mixt, knetet und rührt! 2farbiges, bruchsicheres Gehäuse. Zuleitung mit Universalstecker 220 V. 1 volles Jahr Garantie! **39.- DM Sensationspreis** Anzahlung DM 13.– 4 Monatsraten à DM 6.50 Postkarte mit Beruf und Geburtsdatum genügt! **PETER-MEYER-VERSAND** Bayreuth, Abt. L 12

PLATIN gegen den Bart

Der neue **BRAUN-SIXTANT** im Luxus-Spiegeletui ist da!

Ein Spitzengerät von höchster Qualität, mit diamantgeschliffenen Messern, platinveredeltem Scherblatt, mit neuartiger Wabenlochung

14 Tage Gratisprobe
3 Jahre volle Garantie

Preis DM 94,— 10 Monatsraten zu DM 9,70. Barzahlg. 3% Skonto. Karte mit Beruf und Geburtsdatum genügt.

DM 9,70 monatl.

JAUCH & SPALDING
795 Biberach/Riss **Abteilung R 17**



Zeitlose Geschenke
Schon ab DM 44.- abgefüttert

Ein Winterdirndl... dann Katalog anfordern von



immer modern

München 25 · Nähe Harras

Spezialfabrik für Dirndl, Trachten-Kostüme und -Mäntel



Alle Musik-Instrumente

Die weltberühmte **HOHNER** Verlangen Sie bitte neuen großen, vielfarbigen Gratis-Katalog · 300 Abbildungen

12 Monatsraten
Tausende Anerkennungen

LINDBERG
Größter HOHNER-Versand Deutschlands Abt H1
München 15, Sonnenstraße 15

UMSTANDSKLEIDER

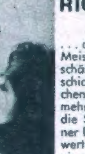


Bitte verlangen Sie den neuen **WINTER-MODELLKATALOG** Sie erhalten diesen mit Stoffmustern kostenlos

liana moden

85 NÜRNBERG 2 · Abt. G
Postf. 1549 · V. Sterngasse 3
Fil. HAMBURG · Weidenallee 2
Fil. FRANKFURT · Taunusstraße 28

Deutschlands bekanntes Spezialhaus



RICHTIGES LIEBEN
will gelernt sein...

... denn **das Glück der Ehe** hängt davon ab! Meist wird über das, worauf es ankommt, verschämt geschwiegen. Man meint, daß es unschicklich sei, frei und offen darüber zu sprechen. Diese Auffassung ist falsch, denn immer mehr setzt sich die Überzeugung durch, daß die Sexualität des Menschen Bestandteil seiner Persönlichkeit ist und der moralischen Abwertung entzogen werden muß. Kein Geheimnis aus dem, worauf es ankommt, macht das dieses heikle Thema erschöpfend behandelnde Werk **„DIE VOLLENDETE LIEBESERFÜLLUNG IN DER EHE"** von **Dr. Tyrieres/Fisher**, das **jeder Ehepartner gelesen** haben sollte. **DM 12,80 per Nachnahme.** Postkärtchen mit Altersangabe genügt:

URANUS-VERLAG, Abt. CG17 München 50, Postf. 445



"INT. MUSIC-CLUB", Abt. KC, Neuss, Derikumerweg 8



"ZENTRALE FÜR SELBSTENTWICKLUNG" ABT. M, NEUSS, DERIKUMERWEG 8

---

5 DM adlerette wöchentlich

Neueste, elektrische Koffernähmaschine für Sie! Geradstich, Zickzack oder Automatic. Garantierter Kundendienst, Anleitung durch Fachkräfte, kleine Raten nach Wahl! Fordern Sie den Gratis-Farbprospekt Q10 an.

Adlerette — 48 Bielefeld Postfach 103 Teichstraße 2,

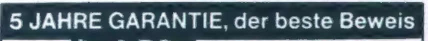
SCHERZ ARTIKEL AUS KÖLN

Alles krümmt sich vor Lachen! Lustiger Bild-Katalog gratis mit

Trick - Vexier - Zauberartikeln

Witze, Karnevals- u. Zauberbücher

Scherz-Dapper
5 Köln-Braunsfeld 81





für die Zuverlässigkeit dieser

AUTOMATIC
mit 41 Steinen

100% wasserdicht, Selbstaufzug. Kalender, bestes Schweizer Voll-Ankerwerk, stoßgesichert, besonders flach, 585 Goldauflage, ebenso Orig. Citaplex-Ziehgliederband. Preis DM 135,-, bei Teilz. Anz. DM 19,- bei Lief. p. Nachn. u. 11 Monatsraten je DM 10,85. Rückgaberecht! Bei Bestellung Beruf u. Geburtsdatum angeben.

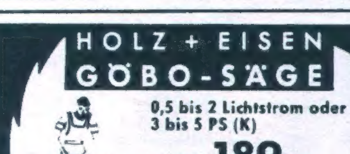
UHREN STRAUSS
Abt. 24 G 851 Fürth



Millionär

müssen Sie nicht mehr sein, um ein „fast echtes" Gemälde von Rembrandt, van Gogh usw. erwerben zu können. Ein neues Verfahren ermöglicht die **naturgetreue** Wiedergabe, von Original kaum zu unterscheiden! Sie können die Pinselstriche sehen und fühlen! Schon mit DM 88,– können Sie Ihr Heim mit einem „Rubens" verschönern und sich selbst eine dauernde Freude bereiten. Nicht nur die Presse, auch Sie werden begeistert sein. Fordern Sie unverbindl. Gemäldeprospekt von **GARVENS-AD, 3251 Aerzen, Fach 48**

HOLZ + EISEN
GÖBO-SÄGE

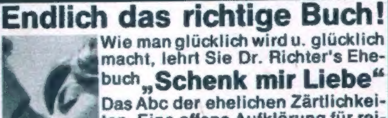


0,5 bis 2 Lichtstrom oder 3 bis 5 PS (K)

ab DM **189,–**

Zusatzgeräte preisgünstig zum Schleifen, Polieren, Bohren, Hobeln, Fräsen.

DM 50,- Anzahl. Rest in 12 Rat. Prosp. kostl.
GÖBO-Säge, P. Goebgens
Abt. 22 51 AACHEN · Harscampstr. 39



Endlich das richtige Buch!

Wie man glücklich wird u. glücklich macht, lehrt Sie Dr. Richter's Ehebuch **„Schenk mir Liebe"** Das Abc der ehelichen Zärtlichkeiten. Eine offene Aufklärung für reife Menschen auch in intimen Fragen. Worüber man sonst nicht spricht, aber doch Bescheid wissen muß! (Ein Arzt klärt auf!) **Neutraler Versand** nur gegen Nachnahme DM 7.80 zzgl. Versandspesen.

Illustriert!

Juno-Verlag GmbH, 8 München 5, Postfach 129



Transistor-Koffergeräte

Alle Markenfabrikate für Auto, Heim und Reise **Außergewöhnlich preiswert!** Garantie, Umtauschrecht. Eigene Werkstatt, Kundendienst. Teilzahlung (b. 18 Mt.) oder Barkauf. Fordern Sie Spezialprospekt. Postkarte mit Alter und Beruf.

Bahnbrecher für niedrige Preise
Radio-Fietz, Abt.: 1A
4 Düsseldorf
Gustav-Poensgen-Str. 29



Schreibmaschinen-Großangebot. Neueste Modelle. Garantie. Kundendienst. Kleine Raten. Kein Risiko, da Umtauschrecht. Stets preisgünstige Sonderposten. Fordern Sie Katalog E16 gratis.

NÖTHEL GMBH Deutschlands großes Büromaschinenhaus
GÖTTINGEN, Postfach 601



Wie liebt die Französin?

von Jean-Jacques Bourdin

Liebesgeheimnisse... charmant ausgeplaudert: Anregungen für schöne Stunden! Ein Buch... prickelnd zu lesen!

16 ganzseitige Bilder nach Pariser Fotos.

Diskreter Versand geg. Nachnahme nur an Erwachsene DM 9.80 portofrei.

Amourette-Verlag, Abt. 12
85 Nürnberg - 17, Postfach 32



neuestes Modell

Constructa 100

mit Kochautomatik - der erste Waschautomat, der Wäsche wirklich kocht.

Für nur DM 10.– wöchentlich ohne Anzahlung!

Lieferung und Inbetriebnahme kostenlos; Kundendienst für jeden Ort, auch nach Ablauf der Garantie durch die Constructa-Werke. Ausführliche Unterlagen über die neuesten Modelle erhalten Sie postwendend kostenlos von

Fa. Erwin Wiesinger 7107 Neckarsulm Abt.: H49



ab **82,–**
Barrabatt o. Teilzahlung

Viele Neuheiten
Kinderfahrzeuge ab 33,—
Anhänger o. Karren ab 48,—

Touren-Sportrad ab 115,—, 2-10 Gänge
Buntkatalog mit Sonderangebot gratis
Größter Fahrrad-Spezialversand ab Fabrik

VATERLAND, Abt. 78, 5982 Neuenrade i. Westf.



Unser Schlager-Angebot

Schmuckwaren von bleibendem Wert!

Goldkette, 14 Karat, m. Anhänger in Tulpenform u. einer ausgesucht wertvoll. Zuchtperle **DM 22,80**

Zuchtperl-Kollier mit Silberschloß 835/000, Ia Vollrund-Zuchtperlen . . . . . **DM 78,00**

Für den Herrn: Neuheit für Deutschland!
Goldene Krawattennadel, 14 Karat mit einer Ia Zuchtperle und Sicherheitsverschluß **DM 18,80**

Alles in schönen Schmucketuis. Nachnahme-Versand und Porto. Farbkatalog gegen 2,— DM Schutzgebühr, die bei Bestellung angerechnet wird.

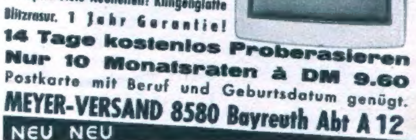
Farbige Prospekte gratis!

L. Schneiderhan
Uhren - Schmuck - Goldwaren
7035 Waldenbuch, Postfach 20/Q



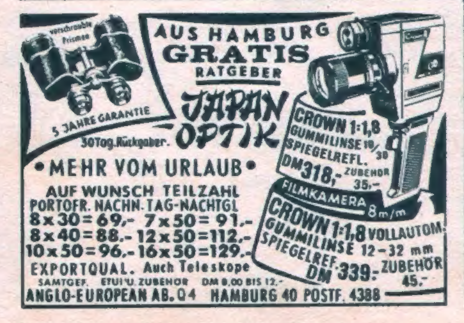
Das Ergebnis 25-jähriger Erfahrung. Wartungsfreier Motor, verbesserte Messerköpfe. Viele Neuheiten! Klingenglatte Blitzrasur. 1 Jahr Garantie!

14 Tage kostenlos Proberasieren
Nur 10 Monatsraten à DM 9.60
Postkarte mit Beruf und Geburtsdatum genügt.



MEYER-VERSAND 8580 Bayreuth Abt A 12

NEU NEU



• MEHR VOM URLAUB •

AUF WUNSCH TEILZAHL
PORTOFR. NACHN. TAG-NACHTGL
8 x 30 = 69,- 7 x 50 = 91,-
8 x 40 = 88,- 12 x 50 = 112,-
10 x 50 = 96,- 16 x 50 = 129,-
EXPORTQUAL. Auch Teleskope
SAMTGEF. ETUI U. ZUBEHÖR DM 8,00 BIS 12,-

ANGLO-EUROPEAN AB. Q4 HAMBURG 40 POSTF. 4388

Bestellen Sie SOFORT!



Aus der berühmt. **Bestseller-Serie!** Bish. Gesamtaufl. dieser Serie: weitüb. 1000000. Warum sollten gerade **SIE** auf d. Reiz **intimer Stunden** in der Ehe verzichten?

Lesen Sie **Lieben - aber wie?** DM 6,80

mit 58 instrukt. Illustr. Das bekannte Buch, das auch Sie NICHT enttäuscht! **Luxusausgabe: 9,80. Diskret** geg. N. N. + Vsp. v. **Buchversand Schmitz,** Abt. 201 8 München 15, Postf. 10

Schweiz: Zürich 59, Postfach 160



HEIMSPORTGERÄTE

erhalten frisch und leistungsfähig

Klappbare Heimruderer und andere Übungsgeräte

Heimtrainer CYCLETTE

Prospekte durch
B. GOLDBERG, 5 KÖLN
Hansaring 102/104, Abt. 8
oder durch den Fachhandel

Die stärkste Stablampe der Welt



für jeden Zweck

Scheinwerfer 11 cm Ø mit gebündeltem Lichtstrahl, scheint kilometerweit; 80000 Lichtkerzen stark; Gewicht 800 Gr.; treibt auf dem Wasser mit nach oben gerichtetem Lichtstrahl (Rettungssignal!); wasserdicht, widerstandsfähiges Plastikgehäuse, schlag- und stoßfest. Unzerbrechl. Glas; unempfindlich gegen alle Witterungseinfl. u. rauheste Behandlg. Großer Handgriff mit Ösen für Tragriemen. Fuß zum sicheren Abstellen. Abmessung 12 x 28 cm; brennt mit 6 gewöhnl. Monozellen.— Preis: DM 59.- Nachnahme —

PORM & CO, 813 Starnberg, Schießstättstr. 14 Q

KAFFEE HAG
höchst bekömmlich
reich an Aroma

HAG
Schnellkaffee
sofort löslicher Kaffee Hag

ONKO KAFFEE

BREMEN

